XVIII. Jahrg. Berlin, den 11. Dezember 1909. Nr. 11.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1909.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Dezember 1909.

Septimana.

Erster Dezember. Dumm, daß liberale Schreiber die Thronrede, die gestern den Reichstag eröffnet hat, mit Spott und Gallapfelsaft bespritzen. Sie ist gut; besser als die meisten, die wir in den letzten Jahren lasen. Kein Wortprunkmantel, kein Phrasenschleppkleid; eine kurze, klare Liste der zu leistenden Arbeit. Die Genesis der Thronreden ist noch nicht so bekannt, wie man glauben dürfte. Jedes Ressort, sagte mir Bismarck, liefert seinen Speisezettel in die Reichskanzlei; da die Gerichte vorher vereinbart sind, wird dort selten noch Wesentliches geändert; der Kanzler sorgt für das internationale Gewürz, für Hors d'oeuvre und Dessert, für die allgemein bekömmliche Sauce und thunliche Erfüllung etwa beim Allerhöchsten Herrn noch vorhandener Wünsche: dann kann die Glocke zur Mahlzeit rufen. Diesmal giebts nicht viel zu essen. Ein Segen nach der Ueberfütterung mit Gesetzen und Projekten. Hauptgerichte: Heimarbeitordnung, Reliktenversicherung, Erweiterung der Krankenassekuranz. Da weiß Bethmann Bescheid; diese Entwürfe hat er, als Erbe Posadowskys, mitvorbereitet. (Herr Clemens Delbrück hat also Zeit, auf dem Platz, wohin ihn zuversichtliche Hoffnung nicht begleiten konnte, sich in Würde zu fassen.) Die Strafprozeßordnung, die fast noch wichtiger ist als das Strafgesetzbuch, wird hoffentlich abgelehnt; hier kann das Centrum zeigen, daß es auch jetzt nicht um jeden Preis gouvernemental sein will, sondern sich mit seiner ganzen Wucht für eine ernsthafte Besserung des Unzulänglichen einsetzt. Herr Dernburg möchte die Diamantenkonjunktur benutzen, um in West und Ost Bahnen zu bauen. Dagegen ist nichts zu sagen: ohne Schienenstrang giebts keine wirksame Kolonisation. Auch auf die Reform des Gerichtswesens, auf ein Beamtengesetz und eine Gehälterordnung können die Kolonien nicht länger warten. Die Aufgabe, über die neuen Steuergesetze zu reden, war heikel;

Stilistengeschicklichkeit hat sie bewältigt. Kein Wort des Dankes an die Mehrheit, die, wenigstens auf dem Papier, dem Reich das nöthigste Geld gesichert hat; doch die Anerkennung: Ihr habt uns neue Einnahmequellen erschlossen. Kein klägliches Geseufz über die „Zwangslage", in die das Zerbröckeln des Blockes die Regirung gebracht habe. Fortan dürfen Konservative, Katholiken und Polen den Schmähern erwidern: „Die Verbündeten Regirungen haben den Werth unserer Leistung anerkannt; wäre sie so miserabel, wie Ihr behauptet, dann müßtet Ihr, statt an uns, Euch an den Bundesrath halten, der sie nützlich gefunden und deshalb acceptirt hat." Die Thronrede wäre, in ihrer nüchternen Tonart, nur zu loben, wenn der Absatz über die internationalen Beziehungen (der offenbar viel Mühe gekostet hat) nicht ein Bischen verdröffe. Auch hier ärgert kein Ueberschwang, fehlt diesmal (Bethmann sei Dank!) der verdächtige Eifer, mit dem allzu lange und allzu laut die friedliche Gesinnung Deutschlands betheuert wurde. Nachdem Herr Pichon die Loyalität der Berliner gerühmt hatte, konnte man wohl an eine Erwiderung solcher Artigkeit denken. Durfte nur nicht vergessen, daß sie durch schwächliche Nachgiebigkeit erworben war, und brauchte für die Antwort nicht die Feiertagsform der Thronrede zu wählen, deren in der Stunde der britischen Krisis recht merkbare Absicht nicht nur in London verstimmen konnte. Und mußte wirklich wieder, wie ein Lebendiges, der Dreibund erwähnt und vom „Zusammenhalten der drei verbündeten Reiche" geredet werden? Algesiras, der bosnische Streit, Racconigi: drei Beweise, wie sie „zusammenhalten". Schade. Doch trotz diesem Fehler verdient die erste bethmännische Arbeit das Prädikat: Im Ganzen gut.

Zweiter Dezember. In der ersten Christmondsstunde hat das englische Oberhaus das Budget abgelehnt. „Dürfen sie denn Das?" So fragte der entkrönte Kaiser Ferdinand, als er hörte, die Preußen seien in Böhmen eingerückt. Die Lords konnten sich sogar auf eine Rechtstradition berufen. Seit 1671 ist ihnen auch von den Commons das Recht zur Ablehnung eines Finanzgesetzes verbürgt; sie dürfen nicht ändern, doch weigern. Und haben weder ein Gesetz noch eine Konventionalregel verletzt, als sie die Bill ablehnten, die außer Abgabenerhöhungen und neuen Steuern dem Reich Aenderungen im Modus der Einschätzung, des Grunderwerbes und der Schankerlaubniß zumuthete. Das Stimmenverhältniß (350 gegen 75) lehrt, daß Herr Lloyd George nicht nur von Tories bekämpft wird. Lord Cromer (der dem Haus Baring angehört), Lord Rosebery (Rothschilds Schwiegersohn), Lord Avebury und Andere, von deren Lippe die schroffste Kritik des bepackten Budgets kam, sind Liberale. Die kontinentale Vorstellung, das Oberhaus sei nur ein Junkerheim, ist völlig falsch. Da sitzen reiche Bänker, Brauer, Industrielle; und

Campbell-Bannerman und Asquith haben seit 1906 die Zahl der liberalen Peers hastig erhöht. Die Thatsache, daß dieses Haus eine Bill ablehnt, darf man nicht unter das Rubrum „Junkerreaktion“ buchen. Lord Curzon (der die wirksamste Rede hielt) konnte mit Recht sagen, das Oberhaus würde der ernstesten Pflicht feig ausbiegen, wenn es, aus Furcht vor etwa möglichen Schädigungen seiner Existenz, ein so verhängnißvolles Gesetz durchließe. Das Land soll entscheiden. Behalten nach der Januarwahl die Liberalen eine halbwegs ausreichende Mehrheit, dann werden die dreizehn Millionen Pfund Sterling, die das Reich braucht, wieder auf dem von Lloyd George gewählten Weg herangeschafft, wird aber auch versucht werden, den Lords das Vetorecht zu nehmen und die Peerskammer zum bloßen Stuckornament am Gebäude einer vom Willen einer einzigen Kammer gelenkten Demokratie zu machen. Siegen die Konservativen, dann ist auch Chamberlains Schutzzollplan dem Sieg nah und mit gesteigerter Rüstung, gesteigerter Lust zu kriegerischer Auseinandersetzung mit Deutschland zu rechnen. Nach Allem, was man, namentlich auch aus der City, hört, ist anzunehmen, daß die Briten für stärkere Waffnung und gegen sozialistische Experimente sind und daß die Konservativen heute mit nicht geringerer Zuversicht als im Jahr 1893 (da die Lords die Homerulebill Gladstones verworfen hatten) hoffen dürfen, die Mehrheit der Stimmen zu werben. Jedenfalls stehen wir vor einem Ereigniß, dessen Bedeutung weiter reichen wird als alle Nachwirkung des mandschurischen Krieges; und müssen, da Prohibitivzoll und Dreadnoughtbau sich gegen uns richten würde, einsehen, wie unklug, wie strafbar thöricht es war, die Zeit der Burennoth und der Whigherrschaft müßig zu versäumen. Auch mit Lansdowne wird zu reden sein. Jetzt aber, vor der Parlamentswahl, ist nichts zu machen. Ist vor jedem Wort, das ein Politiker spricht oder schreibt, nur gewissenhaft zu erwägen, wie es in England wirken werde. Nicht oft war im Lauf der Geschichte die Entscheidung, die in einem Lande fiel, für ein anderes so ungeheuer wichtig. Ruhe ist nun wirklich erste Bürgerpflicht. Keine langen Reden über das Handelsprovisorium noch gar über den Kongostaat (über den ein erfahrener Diplomat nicht mit einer im Lebenscentrum bedrohten Regirung verhandelt hätte); und Vertagung jeder Marinedebatte bis in den Februar. Wie schlecht auch die beste Absicht wirken kann, lehrt uns heute die französische Presse. Wer lesen kann, merkt da, wie die berliner Thronrede drüben das Selbstgefühl gestärkt hat. „Weil wir seit den Tagen der Casablancakrisis uns nicht mehr nachgiebig, sondern energisch gezeigt haben, werden wir so gut behandelt.“ Das ist der Grundton. Delcassé kann lächeln. Eisernde Höflichkeit des Nachbars hält der Franzose für ein Schwachheitsymptom; und hört auf, ihn zu fürchten.

Dritter Dezember. Von Ausbrüchen nationalen Unwillens gegen die Lords verrathen die englischen Berichte einstweilen nichts; trotzdem die meisten doch von liberalen Männern stammen. Offenbar gehört das ganze Briteninteresse der Frage: Tarifreform und Reichssicherheit oder Staatssozialismus und Kleinengländerthum? Aus Petersburg wird gemeldet, die russo-japanische Verständigung über die Interessensphären sei beinahe fertig. Kann richtig sein. Was uns über die ostasiatische Kriegsgefahr erzählt wurde, war von leicht durchschaubarer Absicht erfunden. Japan denkt, unter dem dreifachen Druck der Geldnoth, der Pacificsorge, der nur zwischen Verachtung und Mißtrauen schwankenden Chinesenstimmung, nicht an neuen Krieg gegen Rußland. In Neudeck hat die französische Schauspielerin Jeanne Granier, die Guido Henckel wohl aus der Paivazeit kennt, vor dem Kaiser gespielt. Was gehts uns an? Die würdige Dame, vor drei Jahrzehnten die L'Ange der Angot, soll ihre Sache noch sehr gut machen. Hübsche und galante Mädchen, die auf ihre alten Tage Sprecherinnen und Spielerinnen ersten Ranges werden: pariser Spezialität. Berliner: Wäschecommis, die sich in die Theaterkritik verlaufen haben und bei läppischen Anlaß nun Mannesmuth zeigen möchten. Was wir aus dem Munde der Granier und ihrer Leute über Worte Wilhelms erfahren, ist nicht nachprüfbar; es magistral zu beschwatzen, gefahrloses Bengelvergnügen. Die Helden sollten lieber erwähnen, daß der Kaiser von deutscher Schauspielkunst fast nur das Allerschlechteste kennt, die Frauen Sorma, Höflich, Lehmann, Durieux, Eysoldt, die Herren Sauer, Bassermann, Reicher und andere Protagonisten nie gesehen hat und den Werth pariser Bretterkönige drum nicht sicherer ermessen kann als Einer, der unsere Großindustrie nicht kennt, den Status amerikanischer Betriebsformen. Gräßlich wirken die Hofjagdberichte, die jetzt wieder täglich in den Zeitungen stehen. Der im Rang Höchste schießt immer am Meisten. Zwei Stück Wild in jeder Minute. „Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd die für Fürsten ungeeignetste", sagt Fritz von Preußen im „Antimacchiavell". Und hat die heute bei Hof beliebte Massenschlächterei noch irgendwas mit edlem Waidwerk gemein, das ein Kampf menschlicher gegen thierische List sein soll? Jetzt wird das Wild Wochen lang vor der Hofjagd gezähmt, an den Anblick zielender Jäger gewöhnt und schließlich, wenn es glaubt, von dem Stahlrohr, das es so oft auf seinen Leib gerichtet sah, drohe ihm keine Gefahr, in Rudeln vor die Flinte des allerhöchsten Schützen getrieben. Der dann nur loszudrücken braucht. Bald weiß auch jedes Kind, daß der Kaiser eine Fernrohrflinte hat, deren Mechanismus ihm das Jägerhandwerk noch wesentlich erleichtert. Warum also die häßlichen Ziffern öffentlich plakatiren? Noch Etwas aus diesem Kapitel. Weil der Kaiser zur

Jagd nach Donaueschingen fuhr, mußten im Gebiet der badischen Staatsbahn fünf Züge ausfallen, für fünfzehn die Abgangszeiten geändert werden. Ungefähr also wie an Tagen ernsthafter Mobilmachung. Dieser Zustand, mit der Straßensperre und der Pferchung der Reisenden in verriegelte Wartesäle, wird nachgerade unerträglich. Wird im Reichstag bei der Haushaltsberathung Einer davon reden? Richtig: der Reichstag. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg ist zum Zweiten Vicepräsidenten gewählt worden. Weil die Nationalliberalen den Platz, der ihnen gebührte, nicht wollten und weil Taktikerpfiffigkeit empfahl, einen Centrumsgegner ins Präsidium zu lootsen. Alas, poor Paasche! Der war sicher zur Annahme des Postens bereit und findet den Verzicht gewiß unklug. Welcher Schlaue verzichtet freiwillig auf das Recht, im Rath seiner Gegner zu sitzen? Lahmeyer und Bergmann hätten wohl gern einen Vertrauensmann im Aufsichtrath der AEG oder der Koalition Siemens-Schuckert. Doch vielleicht bewahrt die Erkenntniß dieses Fehlers die Nationalliberalen vor schlimmeren. Erni, nach allem als Kolonialdirektor und Vorschußforderer Erlebten, Reichstagspräsident: das Unbeschreibliche, hier ist es gethan. Graf Stolberg-Wernigerode, Oberlandesgerichtspräsident Spahn, Erbprinz zu Hohenlohe: die Drei thronen nun über den Vertretern des deutschen Volkes. Dessen Regirbarkeit ist und bleibt unübertrefflich.

Vierter Dezember: In Italien ist das Ministerium Giolitti gefallen. Ueber eine Finanzreform, die den Erbtheil schärfer besteuern wollte. Deutschland, England, Italien: der dritte Fall. In London und Rom waren Liberale die schroffsten Gegner der Erbschaftsteuer. Ganz so einfach, wie man uns vorgeredet hat, kann die Sache nicht sein. Der Kapitalist wittert die bequeme Möglichkeit der Vermögenskonfiskation; will den Besitzlosen nicht das Recht zur Verfügung über erworbenes Gut geben. Eigentlich müßte die Bourgeoisie Herrn Dr. Ernst von Heydebrand als ihren Vorkämpfer kränzen. Der hat muthig ausgesprochen, was ihre Massenangst scheu im Busen birgt: Eine Besitzsteuer, deren Höhe ein aus allgemeinem, gleichem Wahlrecht hervorgegangenes Parlament bestimmt, muß, früh oder spät, zur Expropriation der Besitzenden führen. Wer in Italien ans Ruder kommt, kann uns gleichgiltig sein. Je deutlicher die Abkehr vom deutsch-österreichischen Bündniß zum Ausdruck gelangt, desto besser. Der Volksstimmung hat General Asinari die Zunge gelöst. Hoffentlich sieht Herr von Jagow nicht Alles durch die Brille seines hohen Gönners Bülow. Der hat nie ärger geirrt als in der Beurtheilung römischer Tendenzen; ein neuer Beweis für die Berechtigung des bismärckischen Zweifels: Kann der Ehemann einer Ausländerin für die Heimath seiner Frau das richtige Augenmaß haben? Der belgische Leopold, heißts, gründet Aktien-

gesellschaften, deren Papiere an die Börsen kommen sollen. Scheint, weil er seine kleine Baronin Vaughan allzu munter als Pompadour affichirt, auf dem Thron nicht lange mehr haltbar. Auf dicken Wollsocken umstapft ihn schielend der Menschenschnitter. Dieser Sohn des verrußten Koburgers und der Bürgerkönigstochter ist nicht vom Alltagskaliber. Und hat, trotz all seinen Streichen (Cleo war nur in der Legende sein Liebchen), für Belgien ungemein gute Geschäfte gemacht. Der erste modern schillernde Großkaufmann auf einem Thron mußte vielleicht was vom Gauner und was vom lüderlichen Nishnij fahrer haben. Die ersten hansischen Sklavenhändler glichen auch nicht Kindergemüthern.

Fünfter Dezember. Die britische Absicht (von der ich vor vierzehn Tagen hier sprach), die Konzession der Suezkanalgesellschaft schon jetzt um vierzig Jahre zu verlängern, hat sich im letzten Augenblick als einstweilen unausführbar erwiesen. Abbas Hilmi, der Khedive, hatte verfügt, der Vorschlag der egyptischen (britischen) Regirung sei der General Assembly zu unterbreiten. Das war ein Fechterkunstgriff. Denn man wußte in Kairo, daß in dieser Nationalversammlung eine Mehrheit für den Plan nicht zu erreichen sein, sondern die Forderung durchgehen werde, den Kanalertrag von 1969 an dem Egypterstaat zu überweisen. Die brüske Ablehnung hätte das Britenprestige am Nil geschmälert. Deshalb ließ England das Projekt schon in der pariser Generalversammlung der Kanalgesellschaft sacht fallen. Die Sache ist bis zum Februar vertagt worden. Vielleicht sitzt dann Lord Lansdowne auf dem Stuhl, von dem aus Sir Edward Grey jetzt das British Empire regirt. Und vielleicht kratzt man bis dahin Argumente zusammen, denen die Nationalversammlung zugänglich ist. Für die Gewährung des Khalifates könnte Abbas Hilmi immerhin Einiges spendiren. Am Vierzehnten will er nach Mekka und Medina reisen. Den viertägigen Kamelritt, der sonst nöthig war, vermeiden: er nimmt vier Automobile mit und die Straße ist für solche Fahrzeuge hergerichtet. Hamada Pascha, der als Zolldirektor die Eingeweide egyptischer Verwaltung gesehen und nach den Waffs des Vicekönigs die des Khalifen, als Minister, geleitet hat, ist schon auf dem Weg nach den Heiligen Stätten. Die gehören ja, wie Moscheen und Kirchhöfe, zu seinem Ressort. Wahrscheinlich will er nur die Kaaba umkreisen; nicht etwa den Khedive überwachen. Wer denkt in Konstantinopel daran? Wer träumt in London von dem Wunsch, Eduard, als den Patron eines arabischen Khalifen, zum Großherrn aller Gläubigen zu machen?

Sechster Dezember: Ein Jammer, daß im Reichstag kein Mensch sich noch zu echter Leidenschaft, zu rechtschaffenem Zorn aufraffen kann. Daß Alle nur wie Advokaten ihre Sache vertreten. Da darf sich Herr Tirpitz hinstellen und reden, als sei auf der kieler Werft im Grunde nichts irgendwie Schlimmes

geschehen. Keiner antwortet, wie sichs gebührt. Unterschleife? Davon darf nicht mehr die Rede sein: alle Angeklagten sind ja freigesprochen worden. Nur die Sozialdemokraten lachen den Redner aus. Der mit ernstem Gesichtthut, als sei der Spruch der Jury ein Strafkammerurtheil, dessen Begründung auch die Werftbeamten als unschuldig erkannt habe. Weiß diese Excellenz nicht, daß Geschworene nach dem Gefühl urtheilen, ihren Spruch niemals motiviren und daß in Kiel die Verurtheilung an der Strähne einer Laienstimme hing? Das konnte der Balbos des Marineamtes von seinem juristischen Meschores erfahren. Die Jurymehrheit mag entweder den Schuldbeweis nicht stark genug gefunden oder gemeint haben, da man die an der Lüderei Hauptschuldigen nicht packen könne, sei es ungerecht, die zufällig Angeklagten nach der Tortur der Untersuchunghaft noch härter zu strafen. Durfte der Herr Staatssekretär deshalb einen so hohen Ton anschlagen? Der Mann, hat Wilhelm oft gesagt, setzt im Reichstag Alles durch. Leider. Und ist im Kreis der Kollegen doch der Bringer des ärgsten Unheils. Seine Schuld ist, daß wir in Kiautschau festsitzen (und aus Ladewigs großem Portemonnaie wirthschaften); daß wir uns nicht längst mit England verständigt haben; daß in unbedächtiger Schnelle gebaut, das Fertige aber, weils an Geld fehlt, nicht in den Zustand der Kriegsbereitschaft gebracht wird; daß zwischen den Terminen der Mannschaftenilassung und der Rekruteneinstellung ein gefährliches Intervall bleibt; daß Jeder, der seinem System tapfer widerspricht, vom Platz weichen muß (Fall Baudissin); daß beim Maschinenkauf nicht die Qualität entscheidet, sondern excellentes Privaturtheil; daß wir nicht mehr Unterseeboote haben. Und manches Andere noch. Doch den Reichstag hat er gezähmt. Selbst Herr Erzberger erweist ihm Reverenz.

Siebenter Dezember. Das in der Thronrede dem Quai d'Orsay gespendete Lob läßt sich nur rechtfertigen, wenn die pariser Herren sich bereit erklärt haben, die vom Sultan Muley Hafid den Brüdern Mannesmann gewährten, von den namhaftesten Staatsrechtslehrern Europas als unbestreitbar giltig anerkannten Minenkonzessionen ohne Chicanirungversuch endlich wirksam werden zu lassen. Wenn dem Geheimrath Haber befohlen ward, schleunig den Antrag zurückzuziehen, der ein internationales Schiedsgericht nach Lausanne rufen wollte. Wenn Herrn Etienne klipp und klar gesagt worden ist, an ein Franzosenmonopol, ein französisches Wirthschaftpatronat sei in Marokko nicht zu denken. Würden die westfälischen Patrioten, deren zähe und muthige Arbeit unserer Wirthschaft einen Rechtsanspruch auf Marokko gerettet hat, von den Herren der Wilhelmstraße im Stich gelassen, dann hätte der fünfte Kanzler, der einzig Verantwortliche, sein bisher sauberes Leben mit einer Schmach befleckt, die Deutschlands Volk ihm niemals verzeihen könnte.

Art.*)

Ich bin geneigt, das deutsche Wort „Art" (die Schwierigkeit seiner Geschichte hat schon Jakob Grimm betont) etymologisch durch das Prinzip der Lehnübersetzung zu erklären; die Herleitungen aus arare und aus ars befriedigen wohl Niemand, auch die Gelehrten nicht, die solche Verlegenheit-Etymologien buchen. Grimm hat bereits an das slavische rod erinnert, das von roditi (gignere) herkommt; ich möchte nun (ohne Beweis) vermuthen, daß das slavische rod entweder (wie robot von Arbeit) eine Entlehnung des deutschen Wortes Art ist oder daß sowohl Art als rod sehr alte Uebersetzungen des lateinischen genus sind. Es kann dabei nicht überraschen, daß Art in der

*) Am zweiundzwanzigsten November ist Fritz Mauthner sechzig Jahre alt geworden. Und ein paar Wochen danach ist (bei Georg Müller in München) die Erste Lieferung seines neuen Werkes erschienen, aus dem hier eine Probe gegeben wird; es trägt den schlichten Titel: „Wörterbuch der Philosophie" und bringt neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Fortsetzung also und Ergänzung des großen Werkes, das den Begriff „Kritik der Sprache" so schnell in die Hirne gehämmert hat und an dem auch die Gegner, die Feinde des Unzünftigen, Unbequemen nicht vorüberkamen, ohne in irgendeiner Zelle ein Stückchen dieser ungemeinen Gedankenschöpfung mitzunehmen. Eine Ergänzung, die zu hoffen war: der Aufrechte schuldete Denen, die ihm dankbar gefolgt waren, eine gründliche Revision des in die Philosophensprache zugelassenen Wörterbestandes; und Alle, die den Mann und das Werk lieben, freuen sich nun, daß er, der jetzt am Bodensee im einsamen Glaserhäusel der Droste lebt, die zur Erfüllung so schwerer Pflicht nöthige Kraft sich bewahrt hat. Die „Herkunft des sprachkritischen Gedankens" hat er am zweiten April 1904 hier geschildert. Und im Vorwort zur Zweiten Auflage seines Werkes gesagt: „Wer Sprachkritik treiben will, ernsthaft und radikal, Den treiben seine Studien unerbittlich zum Nichtwissen. Der Forscher auf kleinem Gebiet muß sich auf die Forschungergebnisse der Nachbargebiete verlassen. Gerade aber auf die Grundbegriffe, auf die Prinzipien oder Elemente der großen Wissensgebiete ist kein Verlaß. Unbewiesen sind die obersten Gesetze der Mathematik und der Mechanik, der Chemie und der Biologie. Undefinirt sind alle obersten Begriffe. Und mit diesen obersten Sätzen und Begriffen muß die Sprachkritik arbeiten. Daher mag es kommen, daß die Männer, die in ihrer Weltanschauung zuerst sprachkritische Ahnungen äußerten, keine Systematiker waren. Vico und Wilhelm von Humboldt waren keine Systematiker. Der genialische Sprachkritiker Hamann haßte und verachtete die Eitelkeit, gleich Systeme zu machen'. Ein System also kann Sprachkritik nicht sein: ihrem Wesen nach nicht." Ein Systematiker will Mauthner auch nicht scheinen. Ist der Schöpfer dieses mächtigen (nicht philologischen, sondern erkenntnißtheoretischen) Werkes darum ein kleinerer Mann als die auf ellenhohen Socken Einherschreitenden, die so trefflich mit Worten streiten, mit Worten ein System bereiten? Er ist seines Kindes Vater. Und dieses Kind sieht so robust aus, daß man ihm zutrauen darf, es werde manche Philosophensysteme überleben. Lasset Euch von dem nach Lexikographie riechenden Titel nicht schrecken! Hier spricht ein starkes Hirn; und allen Staub der Bibliotheken, alle Dünste aus den Brutstätten der Kollegenschaft wirbelt der Athem eines reinen, edlen Menschen hinweg, dem der Wille zur Wahrhaftigkeit eingeboren ward.

Bedeutung, die uns hier allein interessirt, vielmehr ein Ersatz für den terminus species ist als für den terminus genus; denn die termini genus und species werden in den Gemeinsprachen nicht scharf unterschieden; erst künstliche Klassifikationen haben, und erst seit Ray, die logischen Unterschiede von Gattung und Art auch auf die Gruppen der Botanik und Zoologie übertragen. Ich bemerke also nur nebenbei, daß der mittelhochdeutsche und der frühneuhochdeutsche Sprachgebrauch Art für Adel, Geschlecht, Abkunft, Natur setzt und daß unser „artig", wie es besonders gern im achtzehnten Jahrhundert gebraucht wurde, offenbar an das französische gentil angelehnt worden ist. Art im Sinn von Art und Weise hat seinen Weg von der Bedeutung genommen, die der von Natur entspricht.

Das Begriffspaar γένος und εἶδος bildete sich bei den Griechen, aber erst nach Platon, zu einer strengen Scheidung zwischen dem inhaltärmeren und dem inhaltreicheren Begriff aus; die Logik des Aristoteles arbeitete unaufhörlich mit diesem Schema und die ganze Lehre von der Definition wurde darauf gegründet, daß der Artunterschied zur Gattung hinzuzutreten habe, um die species zu bestimmen. Die Römer nahmen γένος und εἶδος in vielfältiger Anwendung unter die Worte ihrer Gemeinsprache auf, genus als Lehnwort, species als Lehnübersetzung von εἶδος. Auch in der Logik, die man einfach herübernahm, wurde das lateinische Begriffspaar verwendet: genus bedeutete das Allgemeine, species das Besondere; nicht ganz klar wurde erkannt, daß beide Begriffe ihrem Wesen nach relativ waren, eigentlich korrelativ, und daß sie sofort konventionell wurden, willkürlich gesetzt, sobald man das abstrakte Gebiet der Logik verließ und bestimmte Naturgruppen Gattungen, engere Gruppen Arten nannte. Im Verhältniß der beiden Gruppen zu einander behielt das Begriffspaar seinen guten alten relativen Sinn; nannte man aber eine Gruppe genügend ähnlicher Individuen eine Art an sich, so hatte man die logische Terminologie verlassen und mußte eine neue Definition für den neuen Artbegriff suchen. Man suchte mehrere Jahrhunderte lang, immer vergebens, weil die Gemeinsprachen niemals darauf ausgegangen waren, eine ordentliche Klassifikation der Thiere und Pflanzen vorzunehmen, und weil, als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das System der Natur klassifikatorisch in Angriff genommen wurde, besonders durch Linné, die doppelte Namengebung zwar der Ordnungsliebe zu Hilfe kam, eine natürliche Methode aber fehlte, die artunterscheidenden Merkmale zu bestimmen. Man gelangte eingestandenermaßen nur zu einem künstlichen System der Natur. Das galt für das ganze System der Gattungen, Ordnungen, Familien und Arten. Diese künstlichen Systeme sollen in ihrem Werth für die Orientirung nicht unterschätzt werden; ein ordentliches Register gehört zu jeder wissenschaftlichen Thätigkeit, erst recht zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Es giebt keine Sprache der Welt, die für alle (mehr als hunderttausend) Insektenarten besondere

Namen hätte, keine, die auch nur alle zweitausend Arten der Säugethiere besonders nennen könnte. Wie wir keine Sprache hätten, wenn unsere Sinne mikroskopisch genau arbeiteten und unser Gedächtniß jeden Eindruck genau buchte, auf jeden mikroskopischen Unterschied achtete, so hätten wir keine Orientirung ohne ein Register der Natur. Darum besitzt auch der Spezialforscher so selten ein lebendiges Wissen von seiner Wissenschaft; im besten Fall ist er ihr lebendiges Register. Das heißt: er selbst ist lebendig, das Register führt aber auch er in einer toten Sprache.

Was nun aber die Arten insbesondere betrifft, so stand man, wie gesagt, vor der Schwierigkeit, den Artbegriff so zu definiren, daß er nicht mehr relativ war, daß er nicht auf Varietäten mitbezogen werden konnte. Man ging von der Gemeinsprache aus. Die nannte den Pudel einen Hund, das Windspiel einen Hund, hatte dagegen für Pferd und Esel besondere Artnamen, trotzdem (das Beispiel ist von Buffon entlehnt und nicht von einem Laien gewählt) Pferd und Esel einander ähnlicher sind als Pudel und Windspiel. In der Zeit vor Darwin einigte man sich endlich darauf, den Artbegriff nur auf Organismen anzuwenden (die Kristalle schloß und schließt man aus) und alle solche und nur solche Individuen unter einer Art (man sagte auch: gute Art) zu verstehen, die einander ähnlich waren und sich unter einander fortpflanzen konnten. Die entschiedenen Sätze Buffons wird man heute mit Staunen lesen: L'espèce est un mot abstrait et général dont la chose n'existe qu'en considérant la nature dans la déstruction des temps et dans la déstruction constante et le renouvellement tout aussi constant des êtres . . . On pourrait même dire que ces intervalles entre les espèces sont les plus égaux et les moins variables de tous, puisqu'on peut toujours tirer une ligne de séparation entre deux espèces . . . Ce point est le plus fixe que nous ayons en histoire naturelle.“ (Histoire Naturelle, vierter Theil.)

Was hat sich nun an unserem Artbegriff dadurch geändert, daß Darwin 1859 in seinem Buch Origin of Species lehrte, die Entstehung der Arten sei besser als durch die biblische Schöpfungsgeschichte zu erklären durch die Variabilität der Arten, die Anpassung (die schon Lamarck gelehrt hatte), durch den Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl? Ich glaube, es hat sich an unserem Artbegriff nichts verändert, trotzdem ich die wahrhaft grundstürzende Bedeutung des Darwinismus für unsere Weltanschauung, namentlich für die Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der Organismen, nicht verkenne. Wenn es freilich nach Haeckel ginge und nach den kleineren Bezirksrednern des Darwinismus, dann wäre der Stammbaum vom Menschen bis zu der Monere hinauf hergestellt, dann wäre der Artbegriff durch Darwin aufgehoben, dann bildete eine endlose Reihe unmerklicher Uebergänge die Familie Monere-Mensch, dann wären die Intervalle zwischen den Arten verschwunden und man könnte von diesem

Weltbild, wie in der Musik von einer endlosen Tonleiter ohne Intervalle, sagen: Der Wolf heult. Aber Dem ist nicht so. Und just die freisten Naturforscher (von den bibelgläubigen Gegnern Darwins rede ich nicht) zweifeln schon lange an der Wahrheit des Darwinismus, nicht an der Großartigkeit von Darwins Hypothese.

Die Frage, warum der Artbegriff in gewissem Sinn berechtigt sei, warum uns das Bild der Art überall wieder entgegentritt, nicht aber eine Unendlichkeit von Einzelformen, die nach allen Richtungen hin mit einander zusammenhängen, hat ein so getreuer, freilich aber auch durchaus ehrlicher Darwinist wie Weismann stellen zu müssen geglaubt; und er hat sie nicht ausreichend beantwortet, wenn auch die neuere Hypothese vom Kampf der Theile im Organismus, der Intraselektion, die korrelativen Abänderungen erklären hilft und die Vorstellung befestigt, daß bestimmte Summen von Variationen in einem einzigen Organismus lebensfähig sind, andere nicht. Offenbar steckt aber noch etwas Anderes dahinter, daß es Arten giebt, daß winzige Aenderungen, von denen keine einzige zweckdienlich ist, sich zu zweckmäßigen Organbildungen summiren, daß es Leben auf der Erde giebt. Wir kennen die Lösung des Räthsels wirklich nicht; nicht nach Darwin und nicht einmal nach Haeckel. Nägelis „Entwickelungskraft“ ist nur ein Wort mehr, und noch dazu ein veraltetes, das nicht mehr hätte gewagt werden dürfen in einer Zeit, die in dem Worte Gravitation nicht mehr eine Erklärung des newtonischen Weltgesetzes sieht, sondern nur noch einen willkürlichen Namen. Was ist nun das Richtige, das auch diesem Gedanken (so fragt Weismann) zu Grunde liegt? Dem Gedanken, daß die Art trotz ihrem zufälligen Entstehen ein innerlich Bedingtes sei?

De Vries hat außer prachtvollen Beobachtungen (an Pflanzen, weshalb die Zoologen mit ihrer etwas anderen Sprache ihn nicht ganz verstehen) auch ein neues Wort zur Verfügung: nicht allmähliche Variation, sondern sprunghafte Mutation schafft die Arten; und die Mutationen haben die Tendenz, gute Arten zu züchten. Der Vorstoß, den De Vries gegen den dogmatisch gewordenen Darwinismus unternahm (nicht gegen Darwins Forschungmethode), ist ernst zu nehmen. „Arten entstehen nicht durch den Kampf ums Dasein, sondern sie vergehen durch ihn.“ Und durch Variationen, durch die Auslese werden höchstens Rassen gezüchtet, die immer wieder nach ihrer Stammart zurückzuschlagen trachten, nicht konstante Arten. Wieder hat Weismann ganz Recht, wenn er der strengen Scheidung zwischen Variationen und Mutationen entgegenhält, daß diese begriffliche Distinktion für den Entdecker der neuen Thatsachen nützlich und nothwendig gewesen sei, daß wir aber auch Summirungen von Anpassungen kennen. Und sehr hübsch ist Weismanns Abweisung der Forderung, daß auch künstliche Züchtung zu konstanten Arten führen sollte, durch die Frage, ob den Arten nützlich sei, was den züchtenden Menschen nützlich

scheine. „Was nützt es der Zuckerrübe, daß ihr Zuckergehalt aufs Doppelte wächst, oder dem anderbecker Hafer, daß er von dem Menschen hochgeschätzt wird?"

Die Frage aber, was sich seit der Herrschaft des Darwinismus an unserem Artbegriff geändert habe, die Frage, warum uns die Arten trotz dem Glauben an ihr zufälliges Entstehen nach wie vor als etwas innerlich Bedingtes erscheinen, diese Frage der Weltanschauung wäre auch dann nicht beantwortet, wenn zwischen der Variation von Darwin und der Mutation von De Vries bereits eine Entscheidung getroffen wäre. Der Unterschied dieser beiden Anschauungen läuft nur darauf hinaus, daß die Evolutionisten den Grundsatz aufgestellt haben: Natura non facit saltus; daß De Vries (sicherlich mit Recht) diesen Grundsatz nicht durchaus zugeben will; die Evolution kam von der Geologie her, die endlich gelernt hatte, die biblische Katastrophenlehre zu korrigiren, aber doch nicht leugnen wird, daß es neben der allmählichen Aenderung der Erdrinde auch Katastrophen giebt.

Es ist etwas ganz Anderes, ob man nach der Entstehung der Arten fragt oder nach ihrem Bestehen. Darin liegt der Widerspruch: und der Widerspruch steckt, wie immer, in der Sprache, in den Worten. Hätte Darwin seinen unbestechlichen Scharfblick auf diese Gedankenreihe richten können, so hätte er den Widerspruch im Titel seines grundlegenden Werkes erkennen müssen. Origin of Species; die Tendenz des ganzen Buches ist darauf gerichtet, den Artbegriff zu vernichten, und wenn er ein konsequenter deutscher Darwinist gewesen wäre und lärmende Büchertitel geliebt hätte, so hätte er den Titel wählen können: Das Ende der Arten; er fand aber die Arten mit ihren Intervallen in der Wirklichkeit vor, wie jeder unbeirrte Blick, und wollte mit seiner Lebensarbeit die Einheit der Typen, gewisse Aehnlichkeiten von Klassen und Familien aus der Blutsverwandtschaft der Arten erklären. Er hätte pedantisch sagen müssen: Ursprung der Aehnlichkeit der Arten.

Ganz pedantisch scheint mir dieser Hinweis denn doch nicht. Ich wiederhole, daß die Termini Gattung und Art vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an erst konsequent auf die Klassifikation von Thieren und Pflanzen angewandt worden sind. Man hat sich durch die Herkunft aus der Logik täuschen lassen und geglaubt, der biologische Artbegriff sei eben so fest definirt wie der logische. Das war falsch. Der logische Begriff species ist seinem Wesen nach relativ; die Arten der Zoologie und Botanik wurden dadurch nicht relativ, daß der Glaube an ihre Konstanz nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Nur in seiner logischen Verwendung ist der Artbegriff der Thiere und Pflanzen relativ, insofern man ihn den höheren Begriffen Klasse, Familie und so weiter unterordnen, den Begriffen Abart, Individuum überordnen muß Hier hat die logische Regel vom Inhalt der Begriffe ihre strenge Anwendung. Sieht man aber auf den Umfang einer Art, so verlassen wir

die Logik; und gerade die Untersuchungen der Darwinisten haben dazu beigetragen, die Definition der Art ins Schwanken zu bringen.

Nicht aber so eindeutig zu ändern, daß nun eine neue und bessere Definition zu Stande gekommen wäre. Es giebt Arten, die in erstaunlicher Weise variiren, wie Tauben und Hunde; es giebt andere fast konstante Arten. Schon Lange („Geschichte des Materialismus") hat bemerkt, daß der Speziesbegriff sich als ein Produkt derjenigen Zeiten enthüllt, in welchen die Aufmerksamkeit des Menschen vorwiegend auf die großen und höher organisirten Geschöpfe gerichtet war und in welchem man das Mikroskop noch nicht kannte. „Heutzutage paßt dies ganze Netz nur noch am oberen Ende der Thierreihe, und je mehr man nach unten steigt, desto mehr wird der Forscher in Verlegenheit gesetzt . . . Hätte der Mensch sein Studium der Naturwesen mit den niederen Thieren begonnen, so würde der von Manchen so heilig gehaltene Begriff der species wohl niemals entstanden sein." Mit den Worten „höher organisirt" hat Lange sich wohl verhauen; wir wissen nicht, wie hoch, also wie komplex die Insekten, die Schnecken, die früher so genannten Infusionthierchen organisirt sind. Aber in der Sache hat er schon Recht. Wir haben für die ähnlichen Gruppen von Thier- und Pflanzenindividuen aus uralter Zeit Namen überkommen und diesen Namen hat man sich gewöhnt den Artcharakter beizulegen; Forschung ohne unmittelbaren Nutzen und die Ordnungsliebe der Klassifikation haben unzählige neue Namen hinzugefügt, die nicht der Gemeinsprache angehören, die aber vermeintlich eben so den Artcharakter trugen. Man hatte eine feste Definition der Art. Als nun der Generationenwechsel beobachtet wurde und die Variation bis zur Unähnlichkeit, als gar die Deszendenzlehre, also die Blutsverwandtschaft aller Organismen, als Dogma auftrat, da konnte man die alten und die neuen Namen für den praktischen Ueberblick beibehalten, aber die Namen hatten ihren Artcharakter verloren, weil man die Art nicht mehr definiren konnte. Kein Merkmal paßte mehr auf alle Arten. Die artvernichtende Deszendenzlehre und die artbildende Sprache, die ordentliche Logik und die unordentliche Natur decken einander nicht mehr. Die Deszendenzlehre ist nur eine logische Forderung, sonst nichts. Die Logik ist immer sauber und nett; die Sprache ist (man verstehe nur richtig) unsauber wie die Natur. Nur daß Sauberkeit, wenn man nicht an die des eigenen Körpers denkt, ein freches Menschenwort ist. Und Sprache ist immer, wie Religion, ein veraltendes oder veraltetes Wissen; die besten und kühnsten wissenschaftlichen Hypothesen sind Sehnsüchte nach einem kommenden Wissen; darum paßt die Sprache niemals zu den Einsichten oder Ahnungen der bahnbrechenden Forscher.

So Etwas mag Goethe vorgeschwebt haben, da er, über achtzig Jahre alt, zu dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire in einem

ergreifend schönen Aufsatz Stellung nahm, den Ausdruck unité du plan durch den besseren unité du type ersetzt wissen wollte und kurz vorher den Umstand bescheidentlich aufzuklären suchte, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt, den Streit unklar und verworren macht. „Man glaubt, in reiner Prosa zu reden, und man spricht's schon tropisch; den Tropus wendet Einer anders an als der Andere, führt ihn in verwandtem Sinn weiter und es wird der Streit unendlich und das Räthsel unauflöslich."

Wenn ich wagen dürfte, über diese Kritik des Artbegriffes hinauszugehen, über den Nachweis, daß die Arten etwas ganz Anderes seien in der Wirklichkeit als in der Sprache, anders in der Natur als in der Logik, so müßte ich vorerst daran erinnern, was ich (in der „Kritik der Sprache") über die Fehler des Gedächtnisses als über eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses gesagt habe. Auch die biologische Vererbung kann aufgefaßt werden als das Gedächtniß der Organismen. Wenn nun die Mangelhaftigkeit eine wesentliche Eigenschaft auch des biologischen Gedächtnisses wäre, dann wäre vielleicht die eine Hälfte des Wunders erklärt, daß nämlich die Kinder den Eltern niemals völlig gleichen, daß die Arten variiren. Und weil das psychologische Gedächtniß mit eben so wesentlicher Mangelhaftigkeit Aehnliches gleich findet, Variationen unter einem einzigen Namen merkt, darum ist es begreiflich, daß die Arten der Sprache und die Arten der Natur wieder à peu près zusammenstimmen.

Könnten wir unabhängig von Zeit und Raum, unabhängig also vom principium individuationis, alle die unzähligen Pflanzengebilde, die nach der Deszendenzlehre aus einem Keim entstanden sein sollen, auch in einer einzigen Pflanze zusammensehen, in einem Weltenstammbaum (fast unmöglich läßt sich die Phantasie für das Thierreich durchführen), dann wären möglicher Weise an diesem Märchenbaum alle niedersten und alle höchsten, alle ältesten und alle jüngsten Moose und Flechten und Gräser und Sträucher zugleich zu betrachten und nachbarlich so geordnet, daß leise Uebergänge zu den abenteuerlichsten Gegensätzen führten. (Oder man könnte sich auch, statt eines Weltenstammbaumes, wenn mehrere Ursprünge beliebt würden, um das Verschwinden paläontologischer Arten und die Existenz primitiver Arten zu erklären, gleich einen Wald von niederen und hohen, von lebendigen und von versteinerten Stammbäumen vorstellen, wie es Strasburger einmal vorschlug.) Ich fürchte aber, unser wesentlich falsches Gedächtniß würde auch an diesem einzigen Weltenstammbaum immer noch Arten unterscheiden, um sich zurechtfinden zu können. Die Vögel und die Insekten würden die Zweige nach Arten wählen. Und wer weiß, ob nicht auch die Säfte des Weltenbaumes den einzelnen Theilen so zufließen würden, als ob es Arten gäbe und Intervalle zwischen ihnen.

Meersburg am Bodensee. Fritz Mauthner.

Demoliren und Fälschen.

Von allen Seiten werden die lieben kleinen altwiener Häuser bedrängt. Von der Stadt her dringen die Zinskasernen immer weiter vor, von der Peripherie herein schieben die Spekulantenbauten, dazwischen eingekeilt stehen noch da und dort, vereinzelt oder in Reihen, entzückend altmodische Reste kleinbürgerlicher Vergangenheit und die Landsitze der hochadeligen Herren sind längst zu Stadthäusern geworden; kaum können sie sich durch ihre alten Gärten die zudringliche Großstadt vom Leibe halten. Die ästhetischen Werthe der vormärzlichen Bürgerhäuser gelten nicht mehr. Wer heute noch sein Häuschen in der Vorstadt stehen läßt, thut Das kaum aus konservativer Liebe zum ererbten Besitz. Er zeigt nur, daß er warten kann, bis der Grundwerth noch mehr gestiegen ist. Wenn dann so ein guter, ehrlicher Hausbesitzer sagt: Liebe Freunde, es ist ja schade um das liebe alte Häusel, aber etliche Tausender sind auch eine schöne Sache, so ist Das wenigstens aufrichtig gesprochen und man kann dagegen nichts einwenden. Da bleibt nur noch Eins zu wünschen: daß an die Stelle des alten ein wirklich modernes, anständiges Gebäude komme.

Fromme Wünsche. Was an der schönen Stadt von Bauherren und Baumeistern gesündigt wird, ist kaum zu beschreiben. Angelernter Eklektizismus aus längst historisch gewordenen Stilen feiert in unseren Straßen fröhliche Hochzeit mit mißverstandener Moderne und gebiert Ungeheuerlichkeiten von komischen Bastarden, über die man Wochen lang lachen könnte, ginge die Verwüstung der alten Stadtbilder nicht gar so konsequent weiter. In der Provinz giebt es einen schönen Brauch: reißt man dort ein altes Haus ein, das eine Heiligenstatue oder einen ähnlichen Schmuck trägt, dann pflegt man (nicht aus ästhetischen Ueberlegungen, sondern aus reiner Pietät) die alten Bildwerke in den Neubau einzufügen, manchmal mit, manchmal ohne Geschmack und Erfolg. Statt in die Rumpelkammer, auf den Schutthaufen oder zum Trödler zu wandern, bleiben so manche gute Stücke heimischer Kunstweise erhalten. In den Vorstädten Wiens sind die alten Häuser mit figuralem und ähnlichem Dekor fast alle in absehbarer Zeit dem Untergang verfallen. Aber man wird kaum viele Beispiele dafür finden, daß man sich da um die Konservirung der Heiligenbilder und anderen Zierden bekümmere. Und doch müßte einem geschickten Architekten leicht fallen, was dem Provinzbaumeister wenig Sorgen bereitet: an geeigneter Stelle die alten Schmuckstücke diskret zu verwerthen.

In Wien haben die offiziellen Stadtverschönerer ein anderes System erfunden. Das Prinzip heißt: Demoliren und Fälschen. Wer wagt, für die Erhaltung eines alten Stadtbildes ein Wort zu sagen, wird als „Feind moderner Entwickelung" verlacht und muß sich gefallen lassen, daß man ihm jedes „Verständniß für moderne Verkehrsnothwendigkeiten" abspricht. Wenn

man das maßlose Geschwätz gehört hat, das die Demolirung des alten Kriegsministeriums am „Hof" vertheidigen wollte, hätte man wirklich glauben mögen, die Mißachtung eines schönen historischen Platzbildes komme wenigstens von dem Bestreben, den Intentionen zeitgemäßer neuer Baukunst Raum zu schaffen. Das Ergebniß der Konkurrenz für die Umgestaltung hat uns schon eines Besseren belehrt: Das alte Gebäude hat gar keinen Kunstwerth, haben die Herrschaften gesagt und dann den ersten Preis für den projektirten Neubau einem Entwurf gegeben, der eine lächerliche verkleinerte Nachbildung des angeblich werthlosen Hauses will. Wem soll mit dieser Fälschung gedient sein? Sollen die Wiener von heute glauben, an dem Platz sei nichts geändert worden? Sollen kommende Generationen die kaiserlich königlich bauräthliche Phantasiearmuth als Repräsentation der architektonischen Leistungen von 1909 ansehen?

Und schon wieder soll ein Bauwerk demolirt werden und man will uns für den Verlust durch einen „Neubau im alten Stil" entschädigen. Das Maria Theresia-Schlößl in der Döblinger Hofzeile ist von der Rothschildstiftung erworben worden. Eine Adaptirung für die Zwecke des Institutes sei nicht möglich, heißt es. Also: her mit der Spitzhaue und frisch drauflos demolirt! Ob man das reizende kleine Lustschloß nicht auf andere Art der Stiftung dienstbar machen könnte, scheint gar nicht erwogen worden zu sein. Das Haus ist freilich in desolatem Zustand, und wenn man durch die Räume geht, die einst so fröhliche Tage und Feste gesehen haben, kann man das Gruseln lernen. Aber nicht der berühmte „Zahn der Zeit" hat die Zerstörung verschuldet: Das haben nur die Restaurirung- und Verschönerungarbeiten gethan; und es ist doch immer noch so viel von der ursprünglichen Anlage erhalten geblieben, daß gar kein Grund für die gänzliche Vernichtung gefunden werden kann.

Muß aber schon demolirt sein, dann soll man uns wenigstens mit den verlogenen Kopien leichtfinnig geopferter Kunstwerke verschonen und lieber eingestehen, daß man für die ästhetischen und historischen Werthe des Alten kein Verständniß hat, und soll unsere Architekten auf ihre Art bauen lassen. Die „Rücksichtnahme auf die architektonische Umgebung", wie man sie auch für den Neubau „am Hof" verlangt hat, ist eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts und ein beschämendes Bekenntniß der eigenen Minderwerthigkeit. Aus dem Phrasenhaften ins Deutliche übersetzt, heißt die „Rücksichtnahme": „Was wir selber bauen, ist im Allgemeinen immer ordinär und lächerlich; hier, in der Nachbarschaft einer werthvolleren Epoche künstlerischen Schaffens, muß man Acht geben, um sich nicht gar zu arg zu blamiren." Wirkliche Kunstwerthe haben noch immer zusammengestimmt und keinem Baumeister vergangener Jahrhunderte ist eingefallen, nach rechts und links zu schielen, von da und dort Motive zu stehlen, um sein Werk dem Ganzen anzupassen.

Wir haben in Wien ein Schulbeispiel dafür: den Minoritenplatz. Als

um die Wende des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Fürst Hans Adam Liechtenstein sein Stadtpalais bauen ließ, hat der Architekt gewiß nicht einen Augenblick daran gedacht, daß sein wiener Barock mit der Gothik der Kirche nicht harmoniren werde. Ihm ist sicher nur darum zu thun gewesen, selbst etwas Gutes zu bieten; und Das hat dann schon verträgliche Nachbarschaft gegeben. Auch die Palais Dietrichstein und Starhemberg (jetzt Unterrichtsministerium) sind ohne Rücksicht auf die Kirche entstanden; und die in ihrer einfachen Gediegenheit noble Fassade des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, das auch ohne historisirende Reminiszenzen und Spiegelungen des gothischen Vis-à-vis als selbständiger moderner Bau aufgeführt wurde, stört die architektonische Symphonie durchaus nicht. Einen Mißklang hat erst der „stilgetreue“ Anbau zur Kirche gebracht, die Fälschung aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Als es sich um die Restaurirung des alten Königschlosses am Wawel handelte, schrieb der Professor der Kunstgeschichte an der wiener Universität Dr. Max Dvořák: „Als Fälschungen sehen wir heute alle historisirenden Ergänzungen und Erneuerungen an, als Fälschungen, die das Verlorene nicht ersetzen können, das Erhaltene aber entwerthen, wie falsche Ahnenbilder eine Ahnengalerie oder moderne Interpolationen ein altes Dokument. Nur eine Zeit, in der das Verständniß für die künstlerischen Qualitäten des architektonischen Schaffens so tief gesunken ist, daß die Baukunst mit technischem und antiquarischem Wissen identifizirt wurde, konnte der Meinung sein, daß aus der Alchemistentube der Alterthumsforscher und Restauratoren die alten Bauwerke in der Gestalt wieder hervorgehen können, in der sie ursprünglich geschaffen wurden. Und so erscheinen uns auch heute die modernen Nachbildungen alter Bauten, mögen sie sich auch überall auf alte Belege und Vorbilder stützen, ja, je treuer sie sind, um so mehr, als inhaltlose Gemeinplätze, als Skelette, denen es am Leben mangelt, sowohl an dem der Vergangenheit als an dem der Gegenwart, und die, mögen sie noch so sehr historisch richtig erfunden sein, sich ähnlich zur Vergangenheit verhalten wie die Wachsfiguren eines Panoptikums zur Kunst und Natur.“ Sollte diese Erkenntniß wirklich auf den Kreis der Kunstgelehrten beschränkt geblieben sein? Es wäre denn doch an der Zeit, daß unsere jungen Architekten vom Zwang der durch staatliche Titel beglaubigten Rückständigkeit befreit würden und wirklich „modern“ bauen dürften. Ob die paar ernst zu nehmenden Baukünstler schon den Höhepunkt des Erstrebenswerthen erreicht haben oder ob sie bei der starken Betonung des „Zweckmäßigen“ die phantasievolle Gestaltung noch etwas vernachlässigen, ist da vollkommen gleichgiltig. Jedenfalls suchen sie einen neuen Weg und die geringste ihrer Leistungen enthält mehr Entwickelungsmöglichkeiten als die künstlich ernährte, altersschwache Traditionmeierei, die man bei uns noch immer wie ein kostbares Erbe hüten zu müssen glaubt.

Wien. Dr. Victor Fleischer.

Anzeigen.

Philosophie als Grundwissenschaft. Kesselringsche Hofbuchhandlung in Frankfurt a./M. und Leipzig. 9 Mark.

Die Weltfrage hat von je her und an erster Stelle die Wissenschaft beschäftigt. Die Geschichte der Philosophie überliefert uns mannichfache Versuche, dieser Frage eine befriedigende, endgiltige Antwort zu finden: der eine aber steht gegen den anderen, der eine löst den anderen ab, um selbst wieder einem dritten den Platz zu räumen. So bietet die Geschichte ein buntes, bewegtes Bild von „Weltanschauungen", von denen freilich keine auch nur in ihren Grundlinien eine allseitig anerkannte Antwort auf die Weltfrage zu sein sich rühmen kann. Diese Thatsache hat seit vielen Jahrzehnten die Meinung gezeitigt, es sei das Schicksal der Philosophie, daß die Antwort auf die Weltfrage eben nicht nur von der Welt, die unter Frage steht, sondern immer auch von der Eigenart des Fragenden abhänge, und man ist wohl geneigt, dem Wort Fichtes Recht zu geben: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist." Daraus mag auch das Interesse verständlich werden, daß die jüngstvergangenen Zeiten nnd noch die Gegenwart an der Geschichte der Philosophie zeigen, so daß vielfach die Beschäftigung mit der Philosophie aufzugehen scheint in der Beschäftigung mit den Philosophen aus der Geschichte als typischen Vertretern einer besonderen Antwort. Statt also die Welt und somit den Gegenstand selbst zu fragen, findet man sein Genügen darin, die Philosophen nach ihren Antworten zu fragen und sich in diese Antworten zu vertiefen. Aber mit Beidem ist der Philosophie als Wissenschaft nicht gedient, denn als solche fordert sie sowohl fortschreitende stetige Entwickelung (und nicht ein Stehenbleiben bei einem Posten in der Geschichte) als auch ein allseitig Anerkanntes zum gemeinsamen Boden für Alle, die der Philosophie weiter zu dienen beflissen sind.

Nun hat allerdings anscheinend die Gegenwart schon in einem Punkt den gemeinsamen Boden in der Weltfrage gewonnen, dank dem Studium der Geschichte der Philosophie, dank insbesondere dem Einfluß Humes und Kants: die Philosophie der Gegenwart steht durchweg im Zeichen des Phänomenalismus. Aber gerade dieser ist es, der die Philosophie um allen Kredit in der Weltfrage zu bringen und als Wissenschaft außer Kurs zu setzen droht. Wir sehen darum auch, seit die phänomenalistische „Weltanschauung" in der Philosophie Trumpf ist, wie die anderen Wissenschaften die Fühlung mit der Philosophie verlieren und, je mehr sie selbst eine sichere Wohnstätte in der Welt gefunden haben, um so weiter von der phänomenalistisch gezeichneten Philosophie abrücken, die selbst zwar der Meinung lebt, daß sie der Welt erst mit dem Phänomenalismus die wissenschaftlich sicheren Widerlager beschafft habe, thatsächlich aber die Welt in ihrer Wirklichkeit herabsetzt und zur „Erscheinung", ja, zu einem „Schein" herabdrückt. Schwer liegt der Phänomenalismus auf der Philosophie mit seiner Gefolgschaft, dem Relativismus und dem Subjektivismus. So lange jener aber die Philosophie beherrscht, wird dieser die Bodenständigkeit mangeln, ohne die ein wissenschaftliches Unternehmen schlechterdings nicht zu einem wissenschaftlich genügenden Ergebniß kommen kann und der sich daher auch alle Fachwissenschaften der Gegenwart ohne Ausnahme rühmen dürfen; sie alle sind in der That bodenständig.

Eine Wissenschaft, also ein auf fraglose Klarheit seines Gegenstandes ab-

zielendes Unternehmen, ist aber bodenständig, wenn der Gegenstand aus sich selbst seine Erklärung findet. Die phänomenalistische Philosophie sucht dagegen die Welt schlechtweg aus Anderem, das dieser „zu Grunde liege", zu erklären; die nicht bodenständige „Erklärung" ist aber stets eine Dichtung: und mit dieser hat die Welterkenntniß nichts zu thun. Will die Philosophie bodenständig und somit aussichtvolle Wissenschaft sein, so muß sie dem Phänomenalismus und seinem Gefolge den Abschied geben; will sie, wie die anderen Wissenschaften alle, zur Weltkenntniß führen, so muß sie der Weltdichtung klipp und klar entsagen, so muß sie ihren Gegenstand allein nach ihm selbst fragen und von ihm allein sich belehren lassen, nicht aber ihn zu belehren suchen und meinen, sie könne in die Welt einführen, indem sie aus ihr herausführe. Die bodenständige Philosophie ist, wie jede andere Wissenschaft, an ihren Gegenstand gebunden und in ihm allein verankert: der Versuch einer solchen soll diese „Philosophie als Grundwissenschaft" sein.

Greifswald. Professor Dr. Johannes Rehmke.

Anregungen. Gesammelte Studien und Vorträge vom Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. München, Etzold & Co.

Es war am vierundzwanzigsten Mai 1908. Da saßen wir Alle in dichtgedrängter Menge, an einem schönen Sonntagmorgen, im düsseldorfer Schauspielhaus zusammen. Es galt, die Ibsenfestspiele, die von nun ab jedes Jahr zu Ehren des Großen von Skien stattfinden sollten, mit einem Vortrag einzuleiten. Aber trotz diesem erhabenen Zweck war es doch noch etwas Anderes, das unser liebes Schauspielhaus bis auf den letzten Platz füllte und die Aufmerksamkeit erregte. Aller Augen hingen an dem tiefgrünen Friesvorhang, der die Bühne vollständig vom Zuschauerraum abschloß. Vor ihm war ein Rednerpult, über dem verdeckten Orchester aufgebaut. Das war gegen die übliche Sitte, wonach jeder Redner bei solchen Matineen stets von der Bühne herab spricht. Heute aber war mit dieser Regel gebrochen; und schon diese Maßnahme ließ auf etwas Außergewöhnliches schließen. Die Bühne war vollständig ausgeschaltet, man befand sich in einem Riesensaal, dessen lichte Farben den tiefdunklen Abschluß wirksam hoben. Wer würde wohl kommen, um von diesem kanzelähnlichen Pult aus zu uns zu sprechen? Zwölf. Das bekannte Klingelzeichen erschallte, in kurzen Absätzen, zu dreien Malen. Eine Erwartungstille legte sich über Parquet, Logen und Galerie. Da trat mit lächelndem Gruß ein Franziskanerpater im braunen Habit aus dem Vorhang und bestieg unter brausendem Beifall das Pult. Es war nicht etwa Jemand in Franziskanertracht, was bei Theaterveranstaltungen immerhin angenommen werden konnte, nein: es war ein leibhaftiger Sohn des Heiligen Armen von Assisi, angethan mit der rauhen Kutte, der da vor uns stand. Und dieser Franziskaner sprach zu uns über Ibsen! Er redete lange, länger als die vorgeschriebene Zeit, und doch hätten wir freudig seiner sonoren Stimme noch weiter gelauscht; denn was er uns über den großen Frager erzählte, wie er Ibsen nannte, Das war von unaufhaltsam fesselnder Art. Man sah Ibsen plötzlich in ganz anderem Licht, man fühlte sich ihm verwandt, man begriff, warum er gerade diese und jene schicksalschwere Frage an die menschliche Gesellschaft richten mußte. Und außerdem, ob wir nun Gläubige oder Ungläubige, Katholiken oder Protestanten waren: Jeder von uns hatte Etwas

erhalten, das noch köstlicher war als sogar der Vortrag dieses hinreißenden Sprechers, der geboren ist, um vom Rednerpult herab zu wirken. Wir hatten, von seinem Zauberstab gelenkt, über Ibsens Fragen und den Frager selbst nachgedacht. Wir hatten versucht, uns ein eigenes Urtheil zu bilden, wir waren angeregt worden. Solcher Anregungen bringt Dr. P. Expeditus Schmidt viele in seinen Vorträgen, bei denen sich Menschen jeden Bekenntnisses um den braunen Kuttenmann schaaren, der sich vorgenommen hat, so viel an ihm ist, dazu beizutragen, daß der klaffende Abgrund ein Wenig überbrückt werde, der den katholischen vom protestantischen Volkstheil bei uns scheidet. Er hat diese Anregungen jetzt in einem Buch gleichen Titels gesammelt und bietet sie den Deutschen dar. Greift zu und nehmt! Ich glaube, es wird Keinen gereuen. Jeder findet eine Fülle an neuen Ausblicken darin. Es wird über gar Vieles in den „Anregungen" geredet, immer von den Gesichtspunkten einer großen, einheitlichen Weltanschauung heraus, die Alles wie von hoher Warte betrachten läßt. Ich möchte hier nur die herrliche Rede über Eichendorf hervorheben, die tiefen Gedanken über Goethes Faust und das Neuemotiv im Faust, vor Allem aber auf die Ibsenanregungen hinweisen, wenn ich die Reden und Aufsätze dieses begeisterten Ibsenforschers über sein Lieblingthema so nennen darf. Darin liegt ja der Schwerpunkt des Buches, um so mehr, als gerade wegen dieser Kenntniß und Bewunderung Ibsens der Verfasser so manche Schwierigkeit und so manches Mißverstehen bei Menschen zu erdulden hat, die nicht begreifen können, daß Einer seines Berufes sich gerade für den großen Frager von Skien begeistern könne, und übersehen, daß die Fragen, die Ibsen stellte, im Grunde gar nicht so verschieden sind von den Fragen, die der Heilige Franziskus gestellt hat. Denn wo Etwas morsch und faul und falsch ist, da trifft der Hammer dieser Fragen hinein. Die Antwort darauf wußte Ibsen nicht; die wußte nur Einer, der sich weiter durchgerungen hat als bis zur Frage. Aber das große Verdienst des Fragens bleibt Ibsen. Für Alle, denen die katholische Welt und das Geistesleben von zweiundzwanzig Millionen ihrer Volksgenossen ein versiegeltes Buch ist, muß Schmidts Buch besonders werthvoll und interessant sein. Die Aufsätze über die Stellung der Katholiken im deutschen Literaturleben und über das literarische Testament Wilhelms Kreiten, das in Randbemerkungen zu einem Brief des Verfassers besteht, sollte jeder Deutsche lesen. Wenn sie und das ganze Büchlein dazu beitrügen, gangbare, aber bei näherer Prüfung unhaltbare Vorurtheile zu klären, so wäre der innigste Wunsch des Verfassers dieser „Anregungen" erfüllt.

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

❧

Schmerzen der Jugend. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Eine Künstlerin und zugleich ein junges, liebendes Weib ist Lydia Willarski. Eine selbständige, schaffende Persönlichkeit, die sich nicht anschmiegen kann, nicht anpassen mag, aber deren Weibthum nur im Beherrschtsein Befriedigung findet. Dies der Konflikt des Romanes. Ein uralter, sich stetig erneuernder Konflikt, der aber nie ausgesprochen wird. Eben so wenig wie die Thatsache, daß der Mann für das Weib nur durch dessen Anpassung zu haben ist. Natürlich durch Anpassung im weitesten Sinn, nicht nur in dem der Hingabe, sondern eben so in dem der Herbheit, denn auch das Mädchen, das (ach so gern) sich in Liebe schenkte (aber den Wunsch des Mannes, zu werben, erräth und ihm Rechnung trägt) paßt sich

ihm an. Lydia Willarski, die mit einer Prämie ausgezeichnete Malerin, kann es nicht. Sie ist zu stolz, zu frei, zu geradeaus. Aber auch zu wenig instinktiv. Sie widersteht in jenem Augenblick dem Ansturm des Wonnes, da Unterwerfung ihr seine Liebe erobert hätte, sie will sich ihm in einem anderen schenken, da er nur durch Unnahbarkeit bezwungen worden wäre. So verliert sie ihn, — erkennend, daß es nicht die Gesammtheit weiblicher Eigenschaften, weiblichen Charakters sei, die männliche Liebe anzieht, sondern daß diese von jeder Frau listig ergattert werden müsse, sei es durch Skrupellosigkeit mit Bewußtheit, sei es unbewußt durch Naivetät oder wohl auch durch Ueberrumpelung in stimmungvollen Augenblicken. Lydia erleidet in Schmerzen die Erfahrung, daß das ehrliche, im höchsten Sinn tugendhafte Weib einsam bleiben muß, ungeliebt, unbegehrt. Daß ihre Sinne und ihr Intellekt aber auch nie gleichzeitig lieben, nie den selben Mann ersehnen, nie gleichzeitig befriedigt werden können. Ihre Individualität in ihrer Gänze ist also verdammt zum Verzicht, zum ewig unerfüllt bleibenden Wünschen. Aber aus dieser unverbrauchten Sinnlichkeit, die, kurz vorher, vom Manne gebunden, ihr alles Andere in der Welt außer der Liebe als gleichgiltig hatte erscheinen lassen, aus dieser Sinnlichkeit, die trotz aller leugnenden Heuchelei auch im Mädcheninneren nicht niederzukämpfen ist, wird jetzt, da der Mann sie zurückgewiesen hat, Kunst. Lydia Willarski geht den Leidensweg des Künstlers durch die Schmerzen der Jugend zu einem neuen Werk; und sie weiß nun, daß dem edlen magdlichen Weibe nur die Wahl bleibt zwischen Kunst und Liebe. Beiden kann sie sich nicht weihen.

Wien. Alice Schalek.

❦

Liebes-Beichte von Hermann Conradi. Zwölf Briefe und zwei Postkarten an Margarethe Halm. Herausgegeben von Michael Georg Conrad. Mit zwei Bildnissen. Verlag von Oskar Kayser, Eisenach 1909. Preis Mk. 1,20.

Aus dem großen Schatz der mir in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts anvertrauten Briefe, der intimsten Seelenoffenbarung „Gründeutschlands", übergebe ich als erste Veröffentlichung diese „Liebes-Beichte" von Hermann Conradi den Freunden unserer vaterländischen Kultur. Unsere Literaturgeschichtschreiber haben sich bis jetzt um dieses wichtige Material zur Psychologie der Moderne nicht gekümmert. Weder Professor Richard Moritz Meyer noch Adalbert von Hanstein und Professor Adolf Bartels, die der literarischen Bewegung Jüngstdeutschlands umfängliche Besprechungen gewidmet haben, gönnten sich die Forscherfreude, einmal nach den Briefschätzen zu fragen, die in den Mappen des Herausgebers der „Gesellschaft" schlummern. Es ist anzunehmen, daß auch außerhalb der geschlossenen Fachkreise unserer Literaturgelehrten die Briefpublikationen aus der Sturm- und Drangzeit Jüngstdeutschlands lebhaftes Interesse finden werden. Die „Liebes-Beichte", zu der sich die Briefe des jungen Hermann Conradi an die viel ältere, damals vielgenannte österreichische Dichterin Frau Margarethe Halm zusammenschließen, ist zwar in erster Linie, aber nicht ausschließlich durch ihren erotischen Inhalt (am Wenigsten nach der Richtung der typischen „Jugendeselei") bedeutsam. Immerhin darf man es keinem Leser verargen, wenn er zunächst sich die Frage stellt, ob der feurige Hermann Conradi seine Perlen nicht vor eine unwürdige Adressatin geworfen hat (die Bibel und Nietzsche sagen Das drastischer). Die Kadenz der zwei Postkarten giebt der langen Arie einen überraschenden Ausklang. Trotzdem ist Klugheit anzurathen und vor der übereilten Beantwortung der Frage zu warnen.

München. Michael Georg Conrad.

❦

Zu Haus.

Es war rührend, mit welcher Freude man sie aufnahm. Alle Drei, die Mama und die beiden jüngeren Schwestern, waren auf dem Bahnhof erschienen, um sie mit Jubel zu empfangen. Man hatte sich so lange nicht gesehen! Als Käthe mit ihren Kinderchen aus dem Wagon stieg, stürzten Mutter und Schwestern auf sie zu, herzten sie, herzten die Kleinen und fragten so viel auf einmal, daß es nicht möglich war, irgend Etwas zu beantworten.

Ob die Reise angenehm, ob die Kinderchen während der Fahrt brav gewesen? Nein! Wie die Kleinen seit Ostern gewachsen waren! Nicht zu glauben. Und ihr Mann? Wie es ihm gehe? Gut? Ob er schon abgereist sei? Ob ihr der Abschied von ihm schwer gefallen? Aber diese unerwartete Reise zu irgendeinem unerwarteten Kongreß sei etwas Himmlisches. Denn durch diese Reise habe man Käthe wieder. Und habe die Kinderchen. Ganze vier Wochen. Vier Wochen, Käthe!

Lollo, die Jüngste, eine flotte Studentin, die sich gerade aufs Doktorexamen vorbereitete, trieb es am Aergsten. Sie konnte sich einfach nicht fassen vor Entzücken: „Weißt Du, Käthe: Du bist nun schon seit sieben Jahren fort von uns und von Wien und ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt. Noch immer gehst Du mir ab. Du warst so ein liebes, gutes Hausmutterl, das so schön für mich gesorgt, geflickt, genäht und Ordnung gehalten hat, daß Du mir unersetzlich bist. Von Mama kann ich nicht verlangen, daß sie Dich mir ersetzt und Irene ist zu nichts zu gebrauchen. Die will selbst bedient werden. Ach! So gut wie Du war kein Mensch zu mir. Und die Kinder! Auffressen könnte ich sie vor Liebe."

Die Kleinen drängten sich erschreckt an Mama und Großmama. Die merkwürdige Liebe der jungen Tante ängstigte sie ein Bischen. Man beruhigte sie, nahm sie bei der Hand und verließ den Bahnhof, um nach Haus zu fahren.

Nach Haus! Wie seltsam Käthe dieses Wort berührte, das die Mutter, ohne Etwas dabei zu denken, gleichmüthig aussprach.

„Nach Haus", wiederholte sie ganz leise.

„Ja, mein Kind", sagte die Mama gerührt. „Das Mutterhaus bleibt auch für eine längst verheirathete Tochter immer ein Zu Haus."

Und wahrhaftig: die Guten hatten Alles, was in ihrer Macht stand, gethan, um es dem lieben Gast heimisch zu machen. Zwei Zimmer hatte man Käthe und den Kindern eingeräumt und diese Zimmer mit dem Besten, was man besaß, ausgestattet.

„Das kleine Zimmer ist für Dich bestimmt, wie Du siehst", erklärte ihr Lollo. „Im größeren können die Kinder mit dem Kindermädchen schlafen, wie Du es bei Dir zu Haus eingetheilt hast."

„Aber ich brauche doch nicht zwei Zimmer!" meinte Käthe. „Die Kinder können sehr wohl auch bei mir und das Mädchen kann bei Eurer Magd schlafen. Denn wo wollt denn Ihr bleiben? Ich nehme Euch ja zu viel Raum weg!"

„Laß Das unsere Sache sein, liebe Käthe," entgegnete Lollo. „Irene und ich entbehren unsere Zimmer gern. Ich schlafe im Speisezimmer auf dem Divan und Irene schläft bei Mama. Es geht ausgezeichnet. Für das Glück, Dich vier Wochen lang unter unserem Dach zu haben, würde ich im Asyl für Obdachlose nächtigen, wenn es sein müßte. Also sag' kein Wort mehr und laß uns ans Auspacken Deiner

Koffer schreiten. Wenn wir damit fertig sind, wollen wir Thee bereiten Ich bin so froh! Gieb mir einen Kuß, Käthe. Daß wir Dich wieder bei uns haben! Nein! wie ich mich freue! Gar nicht zu sagen, wie."

Käthe gab der Schwester den verlangten Kuß und dachte: „Es ist mir lieb, daß sie mir nichts anmerken. Ich hatte gefürchtet, daß sie mein schlechtes Aussehen sofort bereden würden. Aber die Freude macht sie blind. Das ist gut für mich: so kann ich wenigstens Zeit gewinnen." Dann dachte sie wieder: „Wenn ich nur für eine Viertelstunde allein sein könnte! Lollo redet und fragt so viel. Das macht mich ganz verwirrt. Wenn man so gar nicht bei der Sache ist, immer an etwas Anderes denkt!" Sie hätte weinen mögen.

Endlich hatte man Alles ausgepackt und in den Schränken untergebracht. Lollo stand, lebhaft athmend, erhitzt und mit verwirrtem Haar, vor Käthe und fragte: „Was nun, Schwester?"

„Jetzt möchte ich mich waschen", sagte Käthe wie erlöst. Und dachte dabei: „Nun werde ich ein Bischen allein sein."

Lollo ging, leise pfeifend und seelenvergnügt, zu den Kindern hinüber und Käthe war allein.

Mechanisch fing sie an, sich vom Reisestaub zu säubern. „Ich will mir Zeit lassen", sagte sie sich, „um das Alleinsein so viel wie möglich auszudehnen." Und sie ließ sich Zeit.

Es war doch entsetzlich schwer. So schwer hatte sie es sich nicht vorgestellt. Ahnunglos freuen sich die lieben Menschen; und sie soll nun die Grausamkeit haben, ihnen die Freude zu verderben. Wäre es nicht besser gewesen, von der Sache vorher zu schreiben, sie wenigstens anzudeuten? Vielleicht! Aber von solchen Dingen spricht man eben erst, wenn man muß. Nicht eher. Und überdies hatte sie immer noch gehofft; bis zuletzt gehofft!

Wie sies wohl aufnehmen, was sie dazu sagen werden? Die Mutter war so seelengut und weich und hatte sie so lieb. Sich der Mutter anzuvertrauen, dünkte sie nicht schwer. Und Lollo? Auch vor Lollo bangte ihr nicht. Sie fürchtete sich eigentlich nur vor Irene und vor Dem, was Die dazu sagen würde. Zwischen ihr und dieser Schwester hatte im Grunde nie ein Verhältniß bestanden. Sie waren einander ziemlich gleichgiltig gewesen. Und Irene hatte immer ihre Heimlichkeiten gehabt, sich stets von den Anderen abgewendet und sich Keinem aus der Familie anvertraut. Käthe hätte nicht sagen können, was für ein Geschöpf Irene war und was in ihr vorging ... Sie ahnte, daß die Schwester Allerlei erlebt haben mochte, wovon sie nicht sprach; vielleicht irgendeine große Enttäuschung. So lange Käthe noch zu Haus gewesen; hatte Irene den Kopf sehr hoch getragen und die Dame gespielt. Jede Arbeit war ihr verhaßt gewesen. Sie hatte im Haus bedient und in der Gesellschaft bewundert werden wollen. Und alle Männer waren ihr zu gering, zu unbedeutend, zu arm gewesen. Sie hatte auf einen Millionär gewartet. Der war, wie es schien, nicht gekommen. Und vor ein paar Jahren hatte Irene, des vergeblichen Wartens wohl müde geworden, Hals über Kopf Stenographiren und Maschineschreiben erlernt, um eine Anstellung in einem Bureau zu kriegen. Solchen Posten hatte sie auch gefunden und tippte jetzt auf der Schreibmaschine: ohne Lust und ohne Liebe, immer verdrießlich, wie die Mama der verheiratheten Tochter voll Betrübniß mitgetheilt hatte, und ihre freie Zeit, zumal die Sonntage,

benutzend, um sich auszuschlafen. Eine Enttäuschte und wahrscheinlich auch Verbitterte. Menschen dieser Art haben nicht viel Mitleid und Verständniß für die Sorgen Anderer übrig. Die sind viel zu viel mit sich selbst beschäftigt und bedauern sich selbst so ausgiebig, daß sie das Leid ihrer Nebenmenschen kalt läßt.

Von Lollo stand mehr Theilnahme zu erhoffen. Sie hatte zwar auch ihre Schrullen und Mucken. „Wie alle jungen Mädchen von heutzutage", dachte Käthe. „So ganz gewöhnlich, wie ich es war, ist fast keine mehr." Es mißfiel ihr an Lollo, daß sie das Haar abgeschnitten wie ein Junge trug, sich mit Vorliebe Männerhüte auf den dunklen Krauskopf setzte, rauchte und über Alles und Jedes sehr freie Ansichten hatte oder doch zu haben vorgab. Daß Lollo Aerztin werden wollte, verzieh ihr Käthe. Denn schließlich muß ein junges Mädchen, das kein Vermögen hat, irgendeinen Beruf ergreifen. Und wenn Lollo zu ihrem Studium Lust und Anlage hatte, so wars ja gut. Für Käthe gab es freilich nur einen Weg: einen Mann und Kinder haben. Aber Das mußte sie für sich behalten, um von Lollo nicht ausgelacht zu werden. „Mag Jede nach ihrer Art selig werden", sagte sie sich, als sie jetzt über ihre jüngste Schwester nachsann. „Aber diese störenden äußerlichen Lächerlichkeiten wie das kurze Haar und der den Mann nachäffende Anzug sind überflüssig. Darum bleibt sie ja doch ein Frauenzimmer."

Immerhin: Lollo war, trotz den paar Raupen, die sie im Kopf hatte, gutartig und ihr von Herzen ergeben. Auf Lollo konnte sie getrost zählen. Die würde sich auf ihre Seite stellen und ihr Recht geben. Und Das war fürs Erste die Hauptsache. Alles Uebrige spielte im Augenblick daneben keine Rolle.

„Wie sie sich gefreut haben beim Wiedersehen!" Daran klammerte sie sich in ihrer Bedrängniß. „So aufrichtig und herzlich. Namentlich Mama und Lollo. Gewiß auch Irene. Ich will nicht ungerecht sein. Sie hat eben nur eine andere Art ist nicht demonstrativ ... Dafür kann sie ja nicht. Nein! Alle Drei haben sich über mein Kommen gefreut wie über ein Fest. Und das Mutterhaus, hat Mama gesagt, bleibt auch für die verheirathete Tochter immer ein Zu Haus. Und an meinen Kinderchen hängen sie ja auch. Wie könnte es anders sein? Jede Großmutter hängt an ihren Enkeln. Und Lollo ist kinderlieb. Es ist thöricht von mir, mich so arg zu fürchten. Sie werden mich verstehen und mir ihre Arme öffnen. Ich darf mich ihnen, getrost und rückhaltlos, anvertrauen."

Und sie wollte es sogleich thun. Solche Dinge hinauszuschieben, hatte keinen Zweck. Damit schafft man sie ja doch nicht aus der Welt. Und sich mit solcher Last herumzuschleppen, war etwas Unerträgliches. Wenn die Kinderchen zu Bett sein würden, wollte sie sich die Seele erleichtern und ihren Lieben Alles sagen. Und der Gedanke, sich befreien zu dürfen, war so erlösend und erquickend, daß alle Furcht und Bangigkeit von ihrem Herzen abfiel. Ja, sie konnte den Augenblick, wo sie den ihr so nah stehenden Menschen, denen auch sie so nah stand, Alles sagen und klagen würde, kaum noch erwarten ...

* * *

Es dauerte lange, bis die Kinder einschliefen. Lollo verdarb die Sache. Sie trieb Ulk mit den beiden Kleinen, amusirte sie königlich, regte sie auf und vertrieb ihnen den Schlaf. Sie saßen aufrecht in ihren Betten und lachten und lärmten, daß Einen die Ohren schmerzten. Käthe bemerkte, wie Irene nervös zusammenzuckte und unruhige, mißbilligende Blicke in die Kinderstube wandern ließ. Diese

Blicke drückten deutlich die Frage aus: Wird Das jeden Abend so sein? Und auch der sanften, gütigen Mama wurde es am Ende zu viel.

„Laß sie doch, Lollo!“ sagte sie. „Es ist genug für heute und sie sollen nach der Reise zur Ruhe kommen.“

Käthe fühlte sich aufs Neue beunruhigt. „Sie sind an kleine Kinder nicht gewöhnt,“ dachte sie. „Und meine Kinder sind ganz besonders laut ... Wie wird es werden, Du mein Gott?“

Endlich waren die Kinder eingeschlafen und wohlthuende Stille trat ein. Man setzte sich zu Tisch, um das Abendbrot einzunehmen.

Und während des Mahles fiel den Anderen Käthes Schweigsamkeit und versonnenes Wesen auf. Sie sahen auf Käthe, blickten dann einander an, ... und das Gespräch begann allmählich zu stocken. Lollo hielt am Längsten aus. Doch schließlich gab auch sie das Schwatzen auf und wurde still wie Mutter und Schwestern.

Als abgetragen worden war, berührte die Mama mit der Hand Käthes Arm: „Was ist Dir, Kind? Du bist wohl müde von der Reise?“

„Ach nein!“ sagte Käthe hastig. „Die Fahrt von Prag nach Wien ist ja nicht lang . . .“

Sie hielt inne und spielte nervös mit ihren Armbändern.

„Na, was ist denn sonst los? Fehlt Dir Etwas?“

Der gefürchtete und doch auch ersehnte Augenblick war da. Käthes Herz hämmerte in ihrer Brust. Und ganz leise sprach sie: „Ja, Mama. Mir fehlt Etwas.“

Aller Augen hefteten sich mit gespanntem und ein Bischen erschrecktem Ausdruck auf ihr erblaßtes Gesicht.

„Was denn, Kind?“ fragte die Mutter. „Willst Du es uns sagen?“

„Darum bin ich ja gekommen, Mama.“

Die Mutter rückte nah an sie heran und schlang den Arm um ihre Schultern: „Ist es etwas Ernsthaftes, Käthe?“

„Sehr ernsthaft. Ich wenigstens empfinde es so . . .“ Und sie barg das Gesicht an der Mutter Brust.

Lollo war aufgestanden und hatte sich eine Cigarette angezündet. Sie rauchte immer, wenn Etwas wie eine „Katastrophe“ in der Luft lag. Das Rauchen war ihr, dann unabweisbares Bedürfniß. Irene lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah blinzelnd nach Käthe hin. Ihr schmales, schon ein Wenig verblühtes Gesicht drückte ein gewisses Unbehagen aus ... Sie liebte es nicht, wenn Jemand sich „aussprechen“ wollte, und war der Ansicht, daß man seine Kümmernisse für sich zu behalten habe. Lollo hingegen brannte vor Neugier.

„Sag doch, was es ist, Käthe!“ rief sie ungeduldig.

„Mich drückt ein großer Kummer“, begann Käthe und richtete sich wieder auf.

„Den Dir Dein Mann bereitet?“ ergänzte ihre Mutter.

„Natürlich!“ rief Lollo dazwischen. „Mir hat die Sache mit dem Kongreß gleich nicht gefallen. Warum hat er Dich nicht mitgenommen? Das ist es, wie ich vermuthe. Habe ich nicht Recht?“

„Nein“, sagte Käthe. „Wenn es nur Das wäre! Ich habe gar nicht mitkommen wollen. Die Kinder sind noch so klein! Einer Vergnügungreise wegen würde ich sie nie allein lassen.“

„Das ist ein Unsinn!“ erwiderte Lollo. „Du hättest sie zu uns schicken

können. Mama hätte sie holen oder, wenn Dir Das lieber gewesen wäre, während der Zeit bei ihnen in Prag bleiben können. Eine Reise nach Rom giebt man doch nicht so, mir nichts, Dir nichts, auf! Das ist einfach stumpfsinnig."

„Weshalb ereiferst Du Dich, Lollo?" entgegnete ihr die Mutter. „Und was geht es Dich an? Laß doch Jeden nach seiner Art denken und handeln. Uebrigens hat Käthe vollkommen Recht. Eine Mutter gehört zu ihren Kindern."

„Ihr habt schrecklich veraltete Ansichten, meine Lieben," sagte Lollo und griff nach einer zweiten Cigarette. „Wenn eine Frau nichts Anderes sollte sein dürfen als eine Kindermagd . . .!"

„Laß uns bei der Sache bleiben", bemerkte die Mama. „Was verstehst Du von diesen Dingen! Hab' erst einmal selbst ein Kind: dann wirst Du ganz anders denken."

„Ich glaube nicht", sagte Lollo. „Doch wir wollen bei der Sache bleiben und von Käthes großem Kummer sprechen. Der Kongreß ists also nicht. Was denn sonst? Was hat der Herr Professor verbrochen?"

Käthe wendete sich ihrer Mutter zu. Lollos etwas ironischer Ton hatte sie verdrossen.

„Mein Mann hat Beziehungen zu einer Frau, die mir nachgerade unerträglich geworden sind. Unerträglich!" wiederholte sie mit Nachdruck und ihre blassen Wangen rötheten sich.

Lollo war stillgestanden, Irene hatte die Augen weit aufgerissen und die Mama blickte Käthe unverwandt an.

„Beziehungen zu einer Frau!" Langsam sprach sie die Worte der Tochter nach. „Dein Mann?" Es klang ein Wenig ungläubig.

„Ja, mein Mann." Erbittert und trostlos kam es heraus. „Und nicht etwa erst seit heute und gestern. Es ist eine alte Geschichte. Er kennt sie viel, viel länger als mich. Als er mich heirathete, war scheinbar Alles zu Ende. Nur scheinbar. Sie läßt ihn ja nicht los! Und er ist gewöhnt an sie . . ."

Käthe mußte abbrechen. Sie konnte für den Augenblick nicht mehr sagen. Ihr war, als wenn sie gewürgt würde.

Eine Weile schwiegen Alle. Die Mutter saß dicht neben Käthe und hatte nach ihrer Hand gegriffen. Lollo schritt rauchend im Zimmer auf und ab und Irene, die selbst eine Enttäuschte war, sah blinzelnd und ohne sonderliche Theilnahme auf Käthes gesenkten blonden Scheitel. Jedem sein Theil!

Lollo war es, die zuerst wieder sprach. „Wenn es aber eine so alte Geschichte ist, die sich schon vor Deiner Ehe abgespielt hat, so kann es sich unmöglich um eine junge Dame handeln, Käthe. Wie alt ist denn die Dame? Kennst Du sie überhaupt?"

„Ja." Käthes Stimme klang erstickt. „Sie hat sich mir aufgedrängt und ich habe sie im Anfang arglos in mein Haus kommen lassen, . . . bis mir die Augen aufgegangen sind. Jung ist sie natürlich nicht. Vielleicht fünfzigjährig."

Lollo lachte hell auf. „Und solche Alte Schachtel fürchtest Du? Du mit Deinen dreißig Jahren?"

„Du hast leicht lachen", erwiderte Käthe mit nervöser Gereiztheit. „Auf das Alter kommt es nicht an. Uebrigens weiß ich eben nur, daß sie schon so alt ist . . . Sie sieht viel jünger aus und ist eine elegante, vornehme Erscheinung.

Weiß sich auch herzurichten . . . Sie gefällt allgemein. Der Haß macht mich nicht blind! Daß sie acht Jahre älter ist als mein Mann, hat er selbst mir gesagt. Sonst würde ich es nicht glauben."

„Ist sie verheirathet?" fragte Lollo.

„Sie wars. Als Kurt mich heirathete, lebte ihr Mann noch. Vor drei Jahren ist er gestorben. Und seit sie Witwe ist, hängt sie sich nur noch mehr an Kurt . . . Es ist zum Verzweifeln!"

Wieder trat eine Pause ein. Lollo zündete sich eine dritte Cigarette an, Irene schloß die Augen und die Mutter blickte sorgenvoll auf Käthe. Diese saß nach vorn gebeugt und starrte vor sich nieder.

„Hast Du mit Deinem Mann von der Sache gesprochen?" fragte die Mutter nach einer Weile.

„Oft! Ungezählte Male, Mama! Habe ihn gebeten und beschworen, diesen Verkehr abzubrechen. Er thut es nicht. Er kann nicht, wie es scheint. Die Gewohnheit hat sich zu tief eingebohrt."

„Und weiß er, daß Du darunter so schwer leidest?"

„Ach ja. Das muß er sehen . . . und er sieht es auch. Aber er hängt eben an ihr."

„Er hängt doch auch an Dir, Käthe. Schließlich hat er Dich geheirathet. Wenn er wirklich unzertrennlich an ihr hinge, würde er ledig geblieben sein."

„Damals war das Band locker geworden. Ich glaube sogar, daß sie ihm nicht immer treu war . . . Und für jeden Mann kommt wohl eine Zeit, wo er sich nach einer geregelten Häuslichkeit sehnt . . . Und in solcher Zeit hat er mich eben geheirathet. Aber gänzlich aufgegeben hat er diesen Verkehr niemals. Ich habe nur in den ersten Jahren meiner Ehe, vertrauend und arglos, wie ich war, nichts davon gemerkt. Doch seit Jahren weiß ich, woran ich bin. Ich muß ihn mit ihr theilen! Ich muß meinen Mann mit einer Anderen theilen!" Sie schluchzte krampfhaft auf.

„Das müssen viele Frauen, Käthe", bemerkte Lollo mit philosophischer Ruhe. Die Mutter warf ihr einen mißbilligenden Blick zu und sagte zu Käthe: „Es kann ja heute nur noch Freundschaft sein, mein Kind. Vielleicht schon seit Jahren nichts Anderes."

Käthe lachte voll Bitterkeit. „Damit tröstet er mich ja auch, Mama! Es sei nur Freundschaft. Als ob Das ein Trost wäre! Er soll keine Freundin neben mir haben! Wozu braucht er sie, da er doch mich hat, der er Alles sagen kann!"

„Weißt Du, Käthe" (Lollo hatte sich knapp vor sie hingestellt) „ich finde Dich überspannt und ungerecht. Einem Menschen Alles sein wollen, ist entschieden anmaßend."

„Davon ist ja nicht die Rede", bemerkte Irene und drückte die stets halb geschlossenen Augen vollends zu. „Das bildet Käthe sich ja wohl schwerlich ein. Kein Mensch ist einem anderen Alles. Jeden muß man mit anderen Menschen theilen. Es fragt sich nur, ob in dieser Hinsicht zu viel verlangt wird oder nicht. Und mir scheint, daß Käthe Recht hat, wenn sie sich solche Freundin nicht gefallen lassen will. Ihr Mann würde es ja auch nicht dulden, wenn sie einen ehemaligen Liebhaber als ihren Seelenfreund im Hause haben wollte."

„Sie solls probiren!" rief Lollo und lachte. „Das wäre immer noch besser,

als ihm was vorzuheulen und ihm mit Szenen und Thränen das Haus und ihre werthe Person zu verekeln."

In Käthe stieg es heiß auf.

„Was weißt denn Du?" fragte sie mit Heftigkeit. „Hab' erst einen Mann, meine Liebe, und erfahre am eigenen Leibe, wie solche Kränkungen wehthun. Du wirst ihm dann auch Szenen machen!"

„Schwerlich", entgegnete Lollo und lächelte überlegen. „Ich bin ein moderner Mensch und sehe die Ehe nicht als etwas Heiliges und Unverletzliches an. Ihr Philisterseelen erniedert die Ehe zu einer Zwangsanstalt für Liebe und Treue. Und hängt der Sache ein Mäntelchen um und faselt von einem Sakrament. Es giebt kein Sakrament. Die Liebe muß frei sein. Wenn ein Mann mich nicht mehr mag, so ist es sein gutes Recht, es mir zu sagen. Und wenn ich ihn nicht mehr mag, so ist es eben so mein gutes Recht . . ."

Die Mutter war aufgestanden und legte jetzt schnell die Hand auf Lollos Mund.

„Sei still und verschone uns mit Deiner Weisheit!" gebot sie ernstlich böse „Solcher Grünschnabel! Alle Deine verrückten Theorien, die Du, Gott weiß, wo, aufgegabelt hast und mit selbstgefälliger Thorheit nachplapperst, sind keinen Schuß Pulver werth. In der Praxis sieht Alles anders aus. Halte also gefälligst den Mund. Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, solches Geschwätz anzuhören." Sie kehrte zu Käthe zurück und setzte sich wieder neben sie.

„Um Dir ehrlich meine Meinung zu sagen, Käthe: Ich verstehe nicht recht, warum Du uns in diese Dinge einweihst. Du hast Jahre lang geschwiegen und Das schien mir besser. Differenzen zwischen Mann und Frau sollten ohne zwingende Nothwendigkeit nie aus dem Hause getragen werden. Lag solche zwingende Nothwendigkeit denn vor?"

Käthe blickte sie verwirrt an. Ihr war bei den mütterlichen Worten merkwürdig kalt geworden.

„Doch, Mama!" sagte sie stotternd. „Er hat mich nämlich so weit gebracht, daß ich beschlossen habe, von ihm zu gehen . . . mit den Kindern . . . für einige Zeit, . . . bis er gethan hat, was ich von ihm begehre."

Eine Totenstille folgte auf diese Erklärung. Alle sahen Käthe unverrückt an.

„Was soll Das heißen?" brachte die Mutter endlich wie betäubt heraus. „Daß Dein Besuch bei uns eine Flucht aus dem Hause Deines Mannes bedeutet?"

Käthe schlug die Hände vors Gesicht. „Ja, Mama. Ich kann nicht mehr mit ihm leben. Ich halte es einfach nicht aus."

„Und Das hast Du ihm gesagt!" rief die Mutter ganz entsetzt.

„Noch nicht. Vor drei Tagen ist er fort, nach Rom, zu dem Kongreß, ohne Abschied von mir zu nehmen. Er war furchtbar böse auf mich. Natürlich dieser Frau wegen . . . Und ich habe ihn ziehen lassen. Aber vorgenommen habe ich mir, ihm von hier zu schreiben, daß ich mit den Kindern bei Euch bleiben will."

„Also nur vorgenommen. Gethan hast Du es, Gott sei Dank, noch nicht." Die Mutter athmete erleichtert auf. „Und Du wirst wohl nicht so wahnsinnig sein, Deinen Vorsatz auszuführen. Geh jetzt zu Bett, Käthe, und verschlafe Dein Fieber. Morgen wirst Du ausgeruht sein und wir können Alles in Ruhe besprechen und überlegen. Nein! nein!" rief sie abwehrend, da Käthe Etwas erwidern wollte. „Sag' jetzt nichts mehr. Du bist müde und aufgeregt und wir sind es auch. In solcher

Stimmung kommen Einem keine nützlichen und vernünftigen Gedanken. Leg' Dich zu Bett, Kind. Und morgen reden wir weiter."

Käthe hatte sich erhoben. „Gute Nacht," sagte sie mit klangloser Stimme. Und langsam schlich sie ins Zimmer nebenan, wo sie schlafen sollte, zog langsam die Thür hinter sich zu . . .

Es war anders gekommen, als sie erwartet hatte. Ganz, ganz anders.

* * *

Im Speisezimmer wurde es noch lange nicht ruhig. Die Magd kam, um auf dem Divan Lollos provisorisches Lager zurechtzumachen. Man ging hin und her, redete und Lollo öffnete ziemlich geräuschvoll die Fenster, um den Rauch hinaus zu lassen. Käthe hörte Alles: jede Bewegung, jedes Wort, das gesprochen wurde. Sie hörte die Magd Gute Nacht sagen' und hinausgehen; vernahm die Stimme ihrer Mutter, die zu den Töchtern sagte: „Seid nur jetzt hübsch still, damit unsere Käthe einschlafen kann. Ich hoffe, daß sie morgen vernünftiger ist. Wenn sie auf ihrem abenteuerlichen Vorsatz beharrt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als ihr die Thür zu weisen. Solcher Verrücktheit muß man mit aller Energie entgegentreten. Gute Nacht, Kinder." Käthe hörte die Schwestern: „Gute Nacht, Mama" sagen. Dann wurde es drüben still.

Sie hatte begonnen, sich auszukleiden, und wollte eben ins Bett steigen, als man nebenan aufs Neue zu sprechen anhob. Irene war noch im Speisezimmer und redete mit Lollo. Von ihr. Und da that sie Etwas, das sie als Kind und junges Mädchen oft gethan hatte, denn sie war ungeheuer neugierig gewesen und hatte immer zu wissen begehrt, was Lollo und Irene einander heimlich zu sagen hätten: sie verlöschte das Licht, schlüpfte in ihre Pantoffel, hüllte sich in die Bettdecke und schlich geräuschlos an die Thür heran, die ins Speisezimmer führte. Da angelangt, legte sie das Ohr ans Schlüsselloch. Wenn die Beiden drüben nicht geradezu flüsterten, mußte sie hören, was sie zu einander sagten. Und sie wollte es hören. Diesmal nicht aus bloßer Neugier wie einstens in der Jugendzeit: ach nein! Aus ganz anderen Gründen. An der Mutter, die ihr die Thür weisen wollte, wenn sie bei ihrem Vorhaben blieb, hatte sie keine Stütze. Doch vielleicht an den Schwestern. Wenigstens an Irene, die ihr, als Einzige, Recht gegeben hatte. Vielleicht aber auch an Lollo, deren Herz im Grunde weich war, trotz allen ihren Schrullen und Verdrehtheiten.

. . . „Wie sie sich Das nur vorstellt, möchte ich wissen": Das waren die ersten Worte, die an das Ohr der angestrengt Lauschenden schlugen. Lollo wars, die sprach. „Ich hab' sie wahrhaftig nicht ganz verstanden. Was will sie eigentlich ihrem Manne schreiben?"

„Er soll die Beziehungen zu dieser sogenannten Freundin lösen oder sie kehrt nicht mehr zu ihm zurück," antwortete Irene.

„Und wenn er nicht nachgiebt, das Verhältniß nicht löst . . .?"

„Dann bleibt sie bei uns und wir haben sie und die Kinder auf dem Hals."

„Das ist ja einzig!" Lollo ging im Zimmer auf und ab. Man hörte deutlich ihren nicht eben leisen Tritt. „Und da hat man sich auf ihr Kommen gefreut, hat sie mit Jubel empfangen, . . . und nun macht sie solche Geschichten. Ja, was glaubt sie denn? Für ein paar Wochen opfert man ja gern seine Bequemlichkeit. Aber für die Dauer? Ich brauche mein Zimmer, zum Kuckuck! Ich muß studiren.

Und hat sie denn ganz und gar vergessen, wie knapp unsere Mittel sind? Oder will sie sich von dem Mann, dem sie entlaufen ist, aushalten lassen? Fragt sich noch, ob ers thun wird! Alles Das ist ja verrückt!" Und Lollo rieb mit Heftigkeit ein Streichholz an.

„Ich bitte Dich, rauche nicht schon wieder!" Irenes Stimme klang sehr gereizt. „Kaum hat man den Rauch halbwegs draußen, so fängst Du von Neuem an, die Luft zu verpesten."

„Die Fenster sind ja offen", sagte Lollo. „Laß mich rauchen. Du hast auch Deine Schwächen, die ich ertragen muß."

Eine kleine Pause trat im Gespräch ein.

Dann sagte Irene: „Furchtbar unklug ists obendrein von ihr. Mit ihrem dummen Plan räumt sie der Nebenbuhlerin einfach das Feld . . . Und hast Du nicht auch bemerkt, wie sehr sie sich zu ihrem Nachtheil verändert hat? Eigentlich hübsch war sie ja niemals, doch immerhin ganz nett mit ihren frischen Farben und ihrem gutmüthigen Gesichtchen. Der ganze Charme ist fort . . . Dieser vergrämte, man könnte fast sagen: altjüngferliche Ausdruck macht sie zehn Jahre älter, als sie ist. Und sich vortheilhaft zu kleiden, hat sie ja nie verstanden. Weißt Du, daß ich nie begriffen habe, warum Kurt sich gerade in sie verliebt hat?"

„Ich auch nicht", sagte Lollo. „Aber sie gehört einem Typus an, wie ihn manche Männer lieben: das richtige Weibchen und nichts als eben Weibchen. Einen Mann haben und Kinder kriegen wollen: sonst giebt es nichts für Alle ihrer Art. Und die Männer mögen Das . . . manchmal. Du hast mir vorhin, als sie noch da war, widersprochen. Ich aber bleibe dabei: Es ist anmaßend von ihr, daß sie ihrem Manne Alles sein will. Was bietet sie ihm denn? Die Ehefrauen sind alle so arrogant. Warum findet sich Käthe denn nicht mit dieser Freundin ab? So Etwas sieht man einfach nicht. Sie braucht ja nicht mit ihr zu verkehren. Aber sie sollte ihrem Gatten diese schließlich nicht großartige Zerstreuung lassen und schweigen. Doch nein. Szenen müssen gemacht, dem Mann muß das Haus verekelt werden: anders geht es bei den legitimen Damen nicht. Und dann wundern sie sich noch, wenn sie ihre Männer am Ende ganz und gar verlieren."

„Das Lästige bei der Sache ist nur, daß wir in Mitleidenschaft gezerrt werden", sagte Irene. „Käthe mag sich zu ihrem Gatten stellen, wie sie will: aber uns sollte sie aus dem Spiel lassen. Ich finde es rücksichtslos von ihr, daß sie uns mit ihren Ehekümmernissen ins Haus fällt. Als wenn wir auf Rosen gebettet wären! Mama ist kränklich und vom Leben zerrieben und braucht Schonung und Ruhe. Du und ich haben zu arbeiten. Was soll sie uns mit ihrem Jammer? Dazu, daß sie uns den Kopf heiß macht, haben wir sie wahrhaftig nicht eingeladen. Traurig bin ich selbst! Wenn ich Logirgäste habe, was ja auf jeden Fall störend ist, verlange ich wenigstens von den Gästen, daß sie mich aufheitern. Ein vergrämtes Gesicht mehr im Hause! Schönen Dank dafür! Und die Kinder. Für ein paar Wochen geht es ja. Doch dieser Lärm! Wo ich so leicht an nervösem Kopfweh leide und jeden Tag ins Bureau muß! Sie hätte unsere Lage bedenken müssen, bevor sie sich einfallen ließ, uns ihren Trübsinn ins Haus zu tragen. Und überhaupt: Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben. Es ist ganz hübsch, einander von Zeit zu Zeit wiederzusehen und einige Wochen zusammen zu sein. Aber aufs Neue mit einander hausen: Das geht nicht mehr. Man ist einander fremd ge-

worden. Oder hast Du etwa den Wunsch, sie und die Kinder dauernd bei uns zu haben?"

„Bewahre!" sagte Lollo. „Am Allerletzten unter solchen Umständen. Morgen wollen wir ihr reinen Wein einschänken und ihr unseren Standpunkt klar machen. Wir wollen ihr sagen . . ."

Den Rest hörte Käthe nicht mehr. Sie hatte genug. Mehr als genug. Lautlos schlich sie von der Thür weg, kroch in ihr Bett und zog die Decke über die Ohren. Sie wollte nichts weiter hören.

Drüben war das Gespräch verstummt. Käthe vernahm das Oeffnen und Schließen einer Thür, vernahm, wie Lollo sich auskleidete, das Licht ausblies und ihr Lager bestieg. Der Divan krachte dabei. Dann trat Stille im Hause ein.

Käthe hörte nur noch das Ticken der Wanduhr und die eigenen, beschleunigten Athemzüge. Ihr Herz schlug so laut und schwer, daß ihr dieses unruhige, harte Pochen fast wehthat.

* * *

Einzuschlafen vermochte sie nicht. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und unbeweglich lag sie auf dem Rücken, mit offenen Augen, und sann und sann.

Das also war ihr Zu Haus. So urtheilten die ihr nächsten Menschen über sie. So herb und lieblos. Und zu diesen Menschen war sie geflüchtet in ihrer Noth, voll Vertrauens, überzeugt, felsenfest überzeugt, daß sich ihr Arme und Herzen öffnen würden . . .

Immer wieder ging sie im Geiste Alles durch, was sie gehört hatte. Jedes Wort hatte sich ihr ins Hirn eingebohrt. Und sie klagte an, sie widerlegte, sie widersprach und entkräftete alle Beschuldigungen . . . und wunderte sich, daß sie, je weiter die Nacht vorrückte, ihre Entrüstung nach und nach, langsam und unaufhaltsam, schwinden fühlte. Ja, wenn sie ehrlich sein wollte gegen sich selbst, mußte sie schließlich bekennen, daß ihre vermeintliche Entrüstung überhaupt nicht echt gewesen war, daß sie sich diese maßlose Empörung nur zurechtgelegt hatte, um sich über sich selbst und die eigenen Gefühle zu täuschen.

Hatte sie selbst, aber auch nur für einen Augenblick, die Empfindung gehabt, zu Haus zu sein? Als lieber Gast bei Mutter und Schwestern zu weilen, war ja sehr wohlthuend. Doch so?

Sie hatten ja in Allem Recht, Irene und Lollo. „Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben." Halblaut sprach sie die Worte vor sich hin. Es geht nicht mehr. Man ist von einander entwöhnt. Und am Ende will man sein eigenes, selbstgegründetes Heim haben. Und hat man es einmal gefunden und besessen, so wird Einem nirgendwo wieder ganz heimisch zu Muthe.

Die Absicht, ihren Mann vor ein kategorisches Entweder-Oder zu stellen, war ihr zur fixen Idee geworden. Die Ihren sahen eben klar. Was für ein Einfall, ein so gefährliches Spiel zu wagen! Wenn sie nun wirklich schon geschrieben und Kurt ihr geantwortet hätte: „Gut. Bleibe bei Deiner Mutter!?" Es überlief sie heiß und kalt.

Auch darin hatte Lollo Recht: Selbstüberhebung wars gewesen, solchen Racheplan auszuhecken. Denn genau besehen: Sie bot ihrem Manne wirklich nicht allzu viel. Sehr richtig wars von Lollo: ein Wunder, daß er sich überhaupt in sie verliebt hatte. Und verändert war sie auch: grämlich in Wesen und Erscheinung.

Der Spiegel, den Lollo ihr vorgehalten hatte, schmeichelte zwar nicht, zeigte sie aber auch nicht anders, als sie thatsächlich war. Und er, ihr Mann, sah sie mit anderen, mit liebevolleren und nachsichtigeren Augen als die Schwester. Er war immer gütig und geduldig zu ihr. Hatte sie gern, fand sie noch immer hübsch, war oft zärtlich . . .

Freilich: diese Frau. Aber war es wirklich ganz unmöglich, sich damit abzufinden? Und wenn es im Ernst nur noch Freundschaft, Gewohnheit war, was ihn an sie fesselte? Sie brauchte diese Frau nicht zu sehen, brauchte nicht mit ihr zu verkehren. Das verlangte er ja gar nicht von ihr. Nur dulden sollte sie, daß er mehrmals in der Woche zu ihr ging. Und dazu schweigen. Nicht seinen Schritten nachspüren, seine Briefe belauern und Gesichter schneiden, wenn er fortging. Das machte sie ihm nur unangenehm, verleidete ihm das Haus und trieb ihn zur Anderen. Auch darin hatte Lollo Recht. Sie selbst war es, die ihn zur Nebenbuhlerin hindrängte! Schon aus Klugheit, schon aus Egoismus hätte sie sich anders benehmen müssen.

Leicht war es ja nicht, zu so Etwas zu schweigen. Entsetzlich schwer wars. Doch was hilft es, wenn man mit dem Kopf durch eine Mauer rennen will? Man stößt sich nur den Schädel blutig und die Mauer bleibt stehen. Aber abtragen läßt sie sich. Oder sie stürzt endlich von selbst ein. Den Mann ans Haus und an sich fesseln, lieb sein, gut sein, es ihm daheim behaglich machen: damit trägt man so altes Mauerwerk, das noch aus seiner Junggesellenzeit in die Ehe hereinragt, am Sichersten ab. Und er darf es gar nicht merken. Sacht, ganz sacht muß man ihn entwöhnen, Steinchen um Steinchen entfernen. Voll Geduld und Liebe. Das ist schwer. Aber anders geht es nun einmal nicht.

Und wie bodenlos, ja, wie verbrecherisch leichtsinnig von ihr, gewissermaßen Va banque spielen zu wollen! Wo Alles für sie auf dem Spiel stand! Wo sie mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem Mann hing! Ohne Mann zu leben, . . . vermochte sie sich Das überhaupt auszudenken? Blos dieses gräßliche Alleinschlafen. Wenn man nicht mehr daran gewöhnt ist. Kein Kuß, keine Liebkosung. Sie bangte und sehnte sich ja jetzt schon namenlos nach ihm. Und entbehrte ihn erst seit wenigen Tagen. Nein: da half nichts. Sie mußte sich fügen und die „Freundin“ ertragen. Mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und den Mann nehmen, wie er nun einmal war. Alles noch besser, Alles noch herrlich im Vergleich zu der Aussicht, daß sie ihn mit ihrem Widerstand und ihren Thränen gänzlich verlieren könnte. Das wäre das Aergste, wäre so arg, daß alles Uebrige daneben keine Bedeutung hatte.

Dankbar war sie den Ihren. Die hatten ihr den Staar gestochen. Sie sah jetzt wieder klar. Und Das wollte sie ihnen am Morgen sagen.

Und dem Gatten wollte sie schreiben: freundlich, versöhnlich, voll Liebe. So schreiben, daß er sich aufs Wiedersehen mit ihr freuen könne. Die vier Wochen würden auch vergehen. Und dann hatte sie ihn wieder. Er würde über Wien zurückfahren, sie hier abholen und sie mit den Kindern nach Haus bringen.

Nach Haus! Dort war es, ihr Zu Haus, dort, wo sie den Mann hatte und die Kinder . . . Ein anderes Zu Haus gab es nicht mehr für sie. Jetzt wußte sies.

Wien. **Emil Marriot.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Literarische Anzeigen.

Fortsetzung der **Literarischen Anzeigen** siehe nächste Seite!

Zur gefl. Beachtung!

Die Eau de Cologne Firma **Johann Maria Farina zur Madonna in Köln** versendet franko Postkistchen à 6/1 Flaschen zu M. 7.50, Postkistchen à 12/1 Flaschen zu M. 14.—. Wir verfehlen nicht auf die beiliegende Offerte aufmerksam zu machen. Die vorzüglichen Eigenschaften dieses Spezialerzeugnisses der Firma sind bekannt.

Der heutigen Nummer liegen ferner bei Prospekte von **Julius Hoffmann, Verlag in Stuttgart** über **„Gleichen-Russwurm, Geselligkeit — Sitten und Gebräuche der Europäischen Welt"** und von **E. A. Seemann, Verlag in Leipzig**, über das Kunstgeschichtswerk **„Philippi, Die großen Maler in Wort und Farbe"**, sowie eine Bestellkarte von **Theodor Thomas, Verlag in Leipzig.**

Wir empfehlen diese Prospekte der aufmerksamen Beachtung unserer werten Leser.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin.